Zeitschrift: Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 18 (1869)

Artikel: Alte Bekannte
Autor: Merz, Carl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-122552

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Alte Bekannte.*)

Von Carl Merz.

Nach einer abenteuerlichen Reise auf einem kleinen Dampfschiffe den Ohio und Mississippi hinunter und wieder einen kleinen Nebenfluß des Letztern hinauf, war ich im Januar 1851 wie aus den Wolken gefallen mitten im Staate Tennessee. Das war aber eine Reise, wie sie in Amerika nicht Jeder macht, so eine langsame, gemächliche Schlaraffenreise, ganz privatim, nach eigener Willkür, nach eigenem Gutdünken, — ich hätte bald gesagt, in eigener Kalesche. Wenigstens ging die Reise eben so bedächtig vor sich, als ob wir nach gutem, altem, voreisenbahnlichem Brauch und Sitte im eigenen Wagen und mit eigenen Pferden gefahren wären, wo man überall bleiben konnte, so lange es einem gefiel, nicht stets die Uhr in der Hand halten und das Essen hinunterschlingen mußte, wie ein Haifisch, sondern nach dem Essen noch sein gemüthliches Pfeifchen rauchte und nachher ein ebenso gemüthliches Schläfchen auf dem Sofa hielt. Ja, lieber Leser, an diese Reise werde ich zeitlebens denken. Und

*) Als Fortsetzung des im Jahrgang 1868 des B. Taschenbuches enthaltenen Aufsatzes: „Meine weißen Bekannten".

da wir gleich Anfangs dieser Zeilen wie aus den Wolken mitten in Tennessee hinuntergefallen sind, so wollen wir vorerst nicht weiter gehen, sondern uns von unserm Erstaunen erholen und unterdessen uns wenigstens einen Begriff von jener Reise machen. Wollte ich sie ganz erzählen — ja du lieber Himmel — ich würde nie fertig.

Das Dampfschiff war kein regelmäßiges Passagier- oder Frachtschiff. Ein guter Freund von mir, ein großer Eisengießereibesitzer in Ohio *), hatte den St. Cloud ausgerüstet und mit Erzeugnissen seines Etablissements befrachtet, um einmal einen neuen Markt zu suchen. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß er in Tennessee seine Waaren gut verkaufen könne und machte als ächter Yankee den kühnen Versuch, warf aber, wie es Spekulanten oft ergeht, dießmal eine Speckseite nach der Wurst, um mich einer zwar keineswegs eleganten, aber volksthümlichen Redensart zu bedienen. Denn alle seine Pflüge, eisernen Oefen u. s. w. brachten ihm kaum genug ein, um die Transportkosten zu bezahlen. Desto bessere Geschäfte machten der Kapitän und der Agent, der mit dem Verkaufe der Waaren beauftragt war. Sie thaten freilich unermüdlich ihre Pflicht und verwalteten das ihnen anvertraute Gut in redlichster Weise, konnten aber dennoch weder den Markt noch die Preise beherrschen. Allein sie hatten in Ohio auf ihre eigene Rechnung große Vorräthe feiner Aepfel, von Weizenmehl, Besen und andern dergleichen Waaren angekauft, welche in Tennessee zu gewinnbringenden Preisen reißenden Absatz fanden, und brachten so ihr Schäfchen in's Trockene. Allein es war

*) Mr. Pledge, den die Leser bereits aus dem Jahrgange 1868 des B.-Taschenbuches kennen.

dieß auch nothwendig, denn sie waren für ihre eigenen Bemühungen im Verkauf der Eisenwaaren nicht auf eine fixe Besoldung, sondern nur auf Procente angewiesen.

Dieses Alles berührte mich aber wenig, denn ich hatte die Reise, die alle Erwartungen, welche ich mir davon machte, weit übertraf, als bloßer Passagier mitgemacht, und zwar als der einzige. Da wir an keine Zeit gebunden waren oder vielmehr Zeit genug hatten, so waren wir nicht zur Eile gezwungen. Wir fuhren gemächlich den Ohio hinunter, hielten bisweilen an, um Lebensmittel, Tabak, Cigarren u. drgl. einzukaufen, fuhren in den Mississippi hinein, und machten das Dampfboot irgendwo an einem Ufer in Missouri oder Arkansas fest, wenn sich ein heftiger Wind erhob, denn der St. Cloud war ein sehr kleiner Dampfer, den ein „Hut voll" Wind auf die Seite gelegt haben würde. Da lagerten wir uns im Urwalde, schmauchten, tranken um ein Feuer herum, — es war im Dezember — jagten, und brachen wieder auf, wenn das Wetter günstig war. Endlich fuhren wir im Forked Deer River ein, einen kleinen Nebenfluß des Mississippi, und brauchten volle vierzehn Tage, um ungefähr hundert englische Meilen weit hinauf zu fahren, da die Schifffahrt auf diesem Flusse mit unsäglichen Schwierigkeiten verbunden war. Allein die zähe, unerschütterliche Ausdauer und Willenskraft des Kapitäns und seiner Mannschaft überwand dieselben alle. Bald fanden wir den Fluß von zusammengeschwemmtem Holze auf eine weite Strecke gesperrt, bald machte derselbe so spitzwinkelige Biegungen, daß man sie bei der starken Strömung nur mit Hülfe außerordentlicher Mittel umschiffen konnte; bald wieder stieg das Wasser plötzlich so hoch, daß der St. Cloud seinen Namen zur Wahrheit machen zu wollen

schien und wie eine Wolke in den Wipfeln der Bäume des Urwaldes schwebte. Einigen Aufenthalt verursachte auch hier und da der Handel mit den mitgebrachten Waaren. Endlich trat plötzlich ein so niedriger Wasserstand ein, daß wir zwölf Meilen von Jackson, dem eigentlichen Ziele unserer Bestimmung, stecken blieben und nicht weiter konnten. Wir hielten nun nahe bei einer Stelle an, wo eine Straße den Fluß kreuzte und ein Fährboot den Verkehr vermittelte.

Da auf dem Dampfschiffe, das ich nun schon vier Wochen lang bewohnt und als den Schauplatz oder Ausgangspunkt manchen Abenteuers liebgewonnen hatte, bis zum nächsten Steigen des Wassers an kein Weiterkommen zu denken war, so mußte ich sehen, wie ich vom Flecke komme. Vorläufig jedoch hatte ich keine Eile, meine Reise fortzusetzen; hatte ich doch kein eigentliches Ziel, als nur ganz im Allgemeinen „den Süden". Es war mir völlig gleichgültig, wo ich hinkam — sei es in eine größere Stadt, in ein Landstädtchen oder mitten in's Land hinein. Da war ich denn nun freilich und wußte nichts Besseres, als einstweilen auf dem St. Cloud zu bleiben und mit dem Kapitän und dem Agenten in der Nachbarschaft herumzustreifen, auf die Jagd zu gehen, bei den Pflanzern Besuche zu machen und mich ein wenig mit dem Lande und den Verhältnissen bekannt zu machen. Ich war nun in einem Lande, das mir noch in jeder Beziehung gänzlich neu war, und ich war äußerst begierig, mich ein wenig umzusehen.

Der erste Besuch, den ich mit Frank Allen, dem Agenten, machte, galt einem reichen Pflanzer, dessen Besitzungen an den Fluß grenzten. Seine Wohnung lag ungefähr

eine Meile vom rechten oder nördlichen Ufer des Flusses. Vom Straßenbau schien man in dieser Gegend nur die einfachsten Begriffe zu haben. Was als Straße diente, war nichts als breite, tiefe Spuren von Wagen, die über das Erdreich fuhren, theilweise von den Hufen der Pferde und Rinder zertreten. Obschon wir uns kaum noch in der Mitte des Monats Januar befanden, so sah ich doch in den Feldern schon Neger, welche eifrig mit Pflügen beschäftigt waren. Stellenweise wurde sogar in einzelnen Baumwollenfeldern noch Nachernte gehalten. Jeder Pflug war mit einem Maulthiere bespannt; Pferde sah ich zu dieser Arbeit nicht verwendet. Ich wollte mit einem am Wege stehenden Neger ein Gespräch anfangen und ihn um allerlei Auskunft fragen; allein Frank verwehrte mir dieß, indem er sagte, es wäre von einem gänzlich Fremden nicht klug gehandelt, mit Negern anzubinden, besonders da es wahrscheinlich schon überall bekannt sei, daß wir aus den Nordstaaten hieher gekommen seien. Wir kamen zwischen zwei Reihen kleiner Blockhäuser hindurch, welche, wie mir Frank später erklärte, den Sklaven zur Wohnung dienten, in einen sehr geräumigen Hof, nachdem uns ein dienstfertiger Neger ein großes Thor geöffnet hatte. Auf der andern Seite des Hofes stand ein großes, niedriges, von Holz erbautes Haus mit einer Verandah, durch welche wir eintraten. Der Pflanzer war gerade nicht zu Hause, und wir wurden von seiner Frau in etwas zurückhaltender, durchaus nicht ansprechender Weise empfangen. Sie schien mir ein hochfahrendes, stolzes und geringschätzendes Wesen zu besitzen, das mich beinahe bereuen ließ, je nach dem Süden gekommen zu sein. Dieß war das erste Haus, das ich in Tennessee betreten hatte, und dieser erste Empfang machte einen tiefen Eindruck auf mich. Endlich kam

auch der Pflanzer selbst. War die Frau nicht gerade freundlich gewesen, so war es Mr. McLemore ebenso wenig. Freilich war er höflich; allein es war dieß eine so kalte und gemessene Höflichkeit, daß ich mich wenig ermuntert fühlte, daselbst noch länger zu verweilen. Augenscheinlich fühlte sich McLemore zu vornehm, um mit Yankees, die mit Pflügen u. drgl. hausirten, als seines Gleichen zu verkehren. Doch erlaubte er dem Kapitän, auf seinem gegenwärtigen Landungsplatze zu verweilen, allein dieß auch nur darum, weil er so auf die bequemste Weise seine Baumwolle verladen konnte, indem Kapitän Stull seine Absicht zu erkennen gegeben hatte, einige Ladungen Baumwolle nach Memphis zu führen und dagegen Vorräthe aller Art zurückzubringen, nachdem er seine gegenwärtige Ladung ausgeschifft und an sicherm Orte untergebracht haben würde. McLemore kam mir vor wie ein kleiner Tyrann, der sich reich und unabhängig fühlt und nun glaubt, alle Welt solle vor ihm im Staube kriechen, — der aber sich selbst aller Rücksichten gegen Andere, die nicht wenigstens eben so reich und in seinem Gesellschaftskreise eben so geachtet seien, enthoben glaubte. Sobald wir wieder aus dem Hause waren, erklärte ich entschieden, daß mich Niemand je wieder daselbst sehen werde. Frank lachte und sagte: „Ja, ja, McLemore ist ein hochmüthiger, pompöser Mann, und er wird nicht der letzte dieser Art sein, den Sie im Süden antreffen werden. Uebrigens mag er am Ende an und für sich nicht ein so übler Mann sein. Ich fürchte aber, daß er gegen uns eingenommen ist, weil er weiß, daß wir aus dem Norden kommen. Im Süden gelten die Nordländer beinahe durchweg als Abolitionisten."

„Nun" — erwiederte ich lachend — „Ihnen freilich hat er nicht Unrecht gethan, nicht wahr, Frank?"

„Vielleicht nicht," entgegnete er sinnend. „Allein Sie werden nun begreifen, warum ich Sie vorhin warnte, nicht mit den Negern anzubinden."

„Da mögen Sie wohl Recht gehabt haben" — gab ich zu.

In den nächsten Tagen machte ich bei schönem Wetter Spaziergänge mit und ohne Jagdflinte. Eines Tages hatte ich, jenseits McLemore's Pflanzung aus dem Walde kommend, eine dem Saume desselben entlang führende, auf der entgegengesetzte Seite eingezäunte Straße gefunden, welche als eigentliche Landstraße zu dienen schien und bei dem trockenen Wetter in erträglichem Zustande war — obschon ich hie und da große Pfützen mitten in der Straße antraf, welche für Fuhrwerke jeder Art schwierig und sogar gefährlich zu passiren sein mußten. Wie ich auf dieser Straße gegen den in der Ferne sichtbaren Fluß zuschritt, sah ich einen Trupp berittener Männer aus dem Walde in die Straße einbiegen und ihren Weg gegen McLemore's Pflanzung nehmen. Sie schlugen bald einen kurzen Galopp an und die ganze Cavalkade, vielleicht an die zwanzig Mann, brauste an mir vorüber. Unter den Vordersten bemerkte ich McLemore, dem ich einen guten Tag wünschte und den Hut zog. Allein er würdigte den Mann, der bescheiden zu Fuße dahin zog, keines Blickes und noch viel weniger einer Antwort. Eben so wenig die Meisten der Uebrigen. Einige betrachteten den Fremdling neugierig, aber stolz, und nur Wenige gaben mir ein wegwerfendes „Guten Morgen" zur Antwort. Einer aber, der auch seinen Grundsätzen nach und nicht nur durch seine Stellung

ein Gentleman sein mußte, erwiederte meinen Gruß auf artige, verbindliche Weise. Ich war nicht schlechter gekleidet als irgend einer der Reiter; allein man wußte, daß ich mit den Nordländern gekommen war. Die meisten waren gut beritten; einige hatten sogar edle, prachtvolle Reitpferde. Alle aber saßen in ihren Sätteln wie Centauren, als ob sie angewachsen seien, und ihre ganze, freie, leichte Haltung bekundete, daß sie einen großen Theil ihres Leben zu Pferde zubrachten. Es gab unter ihnen einige kräftige, hohe und edle Gestalten; die meisten waren etwas hager und knochig, mit sonnverbrannten Gesichtern und einem Blicke, der ein bedeutendes Maaß von Selbstbewußtsein ankündigte. Einige wenige aber, deren ganzes Wesen zwar wohl eine nicht geringe Prätension zur Schau trug, machten nichts desto weniger auf mich den Eindruck geistiger Verkommenheit und Beschränktheit, und ich konnte nicht umhin, zu denken, daß wohl diese Prätensionen sich auf nationales Vorurtheil stützen mußten, das jedenfalls in diesen einzelnen Fällen durchaus keine geistige Begründung oder Berechtigung haben konnte. Sie kamen mir vor wie Vasallen aus alter Ritterzeit, die ihrem Lehensherrn Treue geschworen hatten und sich für seine Devise, sie mochte sein, was sie wollte, ohne erst lange deren Sinn oder Gerechtigkeit zu untersuchen, blindlings schlugen, kurz, ihm in Allem und für Alles, das er wollte, durch Dick und Dünn folgten. Und als diesen Lehensherrn dachte ich mir den ihnen an Geist und eiserner Willenskraft unendlich überlegenen Tyrannen McLemore. Und um das Bild zu vollenden, das ich mir von der ganzen stattlichen Reiter-Schaar machte, dachte ich mir die übrigen, intelligentern, als unabhängige Ritter, die zwar selbstständig dachten und handelten, allein doch

unter sich nicht einig werden konnten, den mächtigern Herren nicht gewachsen waren und daher sich auf die Seite des einen oder andern derselben schlagen mußten.

Ich war noch lange in Nachdenken versunken, nachdem die Cavalcade längst in einer Staubwolke verschwunden war. Aus allen Eindrücken, die sie mir hinterlassen hatte, blieb mir am Ende nur noch das unangenehme Gefühl, das sich an das stolze und abstoßende Benehmen McLemore's knüpfte und mir alle Lust benahm, nicht nur ihn selbst, sondern überhaupt die „Eingebornen" in ihren Wohnungen aufzusuchen. Ich beschloß daher, in erster Linie nach Jackson zu gehen, wohin der St. Claud eigentlich bestimmt gewesen war, und mir die dortigen Verhältnisse anzusehen. Wäre McLemore freundlich und zuvorkommend gegen mich gewesen, — wie ich es überhaupt von südlicher Gastfreundschaft erwartet hatte — so hätte ich mir von ihm ein Pferd geborgt, um nach Jackson zu kommen, das immerhin bis 12 Meilen vom Landungsplatze des St. Cloud entfernt war. Unter obwaltenden Umständen unterließ ich aber dieß begreiflicherweise; auch konnte ich mich nicht zu einem Versuche entschließen, ob vielleicht ein anderer Pflanzer mir einen freundlichern Willkomm gewähren und eventuell ein Pferd leihen möchte. Das war nicht meine Art. Daher packte ich das Nothwendigste in meinen Reisesack, nahm wacker denselben in die eine Hand und den Stock in die andere und machte mich zu Fuß auf den Weg, den ich ja nicht verfehlen konnte, wenn ich dem Flusse entlang ging. Unterwegs holte ich einen Neger ein, der einen Wagen nach Jackson führte. Da der Weg in tiefem Sande ging, und mir mein obwohl leichtes Gepäck einige Beschwerde

verursachte, so fragte ich den Neger, ob ich dasselbe auf seinen Wagen legen dürfe, was er freundlich grinsend bejahte. Doch lag neben diesem freundlichen Grinsen noch ein zweifelhafter, beinahe etwas familiärer Ausdruck in seinem Gesichte, der mir lange genug in Erinnerung blieb, um ihn, nachdem mir einmal die Neger und die mit der Sklaverei unauflöslich zusammenhängenden Verhältnisse klar geworden waren, mit peinlicher Gewißheit auslegen zu können. Obschon ich nämlich durchaus nicht schäbig gekleidet war, mußte mich dennoch der gute Schwarze für einen „armen Weißen", d. h. für „armes, weißes Gesindel" gehalten haben, da ich eben zu Fuße ging und noch dazu mein eigenes Gepäck trug. Wenn ich in spätern Jahren in den Zeitungen Aufforderungen zum Einfangen entlaufener Sklaven las, so mußte ich stets im Gedanken an meinen damaligen Aufzug lachen. Denn dergleichen Aufforderungen waren gewöhnlich von einem Bilde begleitet, das einen Neger mit am Stocke über dem Rücken hängendem Bündel, oder mit dem Reisesack in der Hand eifrig davon schreitend darstellte.

Ich wurde des dunkeln Gesellen und seiner allgemach zudringlich werdenden Fragen müde, nahm mein Gepäck zu Handen, schritt wacker darauf los und hatte die zwei oder drei letzten Meilen bald zurückgelegt.

Hier muß ich dem nachsichtigen Leser eine Schwachheit eingestehen, die mich befiel, als ich an den ersten Häusern von Jackson vorbei marschirt war. Sei es nun, daß McLemore durch sein vornehmes und hochmüthiges Gebahren, sowie jener schwarze Fuhrmann durch sein etwas freies Benehmen einen, wenn auch noch etwas unklaren, Begriff, so etwas wie eine Ahnung in mir hatte aufdämmern lassen, daß man in diesem Lande ganz eigene Anforde-

rungen an denjenigen mache, der irgendwie eine rücksichtsvolle Behandlung beanspruchen oder überhaupt nicht als ganz geringfügig betrachtet werden wolle — genug, es kam mir vor, es möchte mir vielleicht bei meinem ersten Einzuge in Jackson in der Achtung der Leute schaden, wenn ich mein Gepäck selbst tragen würde. Auf allen meinen Reisen war es mein Wahlspruch gewesen: „In Rom lebe wie ein Römer.“ Aus Allem, was ich gesehen hatte, schien mir nun hervorzugehen, daß man hier entschieden auftreten, sich als ein Mitglied der herrschenden Classe kundgeben und durch die That beweisen müsse, daß man sich nicht nur durch die Farbe, sondern auch durch seine ganze Denk- und Handlungsweise von der dienenden, untergeordneten Classe unterscheide. Es war mir, als lese ich diesen Grundsatz auf der Stirne jedes Weißen, dem ich begegnete; ja es erschien mir derselbe sogar als ein wichtiger Bestandtheil in der Luft zu schweben, die man hier einathmete. Kurz — ich „genirte“ — oder was das Nämliche sagen will, ich schämte mich, meinen Reisesack, der freilich etwas groß war und durch sein Gewicht meinem Gange und meiner ganzen Haltung nicht besondern Liebreiz verlieh, durch die Stadt zu tragen. Ich wälze die Schuld davon feierlich von mir ab und auf McLemore und überhaupt die Zustände des Südens. Bei mir zu Hause und in jeder europäischen Stadt oder Städtchen wäre mir nicht der entfernteste Gedanke an so etwas in den Kopf gestiegen, und sogar jetzt, wo es überall Dienstmänner gibt, würde ich ohne Gewissensbisse, ohne Furcht, meine Würde oder Ehre auf's Spiel zu setzen, meinen Reisesack oder kleinen Handkoffer selbst vom Bahnhof in den Gasthof tragen. Allein in Jackson, Tennessee, gestalteten sich meine Begriffe unter dem Einflusse meiner

Umgebungen etwas verschieden. Würdest du es glauben, lieber Leser, daß einem „freien Schweizer" je so etwas begegnen könne? Und doch bin ich ein Schweizer. Allein ich war ja auch damals im freien Amerika. Ich will indessen nicht des Lesers Geduld erschöpfen, indem ich Alles zu reimen suche, was sich nicht von selbst reimt.

Ein Neger, dem ich auf meinem Wege begegnete, ließ einen lichtvollen Gedanken in mir aufblitzen, der mich sogleich aus meiner Verlegenheit erlöste. Ich fragte ihn ganz einfach, ob er mir meinen Reisesack ins „Hotel" tragen wolle. „O yes, Massa," antwortete er, indem ihm wahrscheinlich die Aussicht auf ein Stück Geld ein freundliches Grinsen entlockte. Ich kann mir überhaupt noch jetzt einen Neger, dem man einen Auftrag gibt, kaum ohne das stereotype „freundliche Grinsen" denken. Er nahm in sehr geschäftsmäßiger und altgewohnter Haltung und Weise den Reisesack in die Hand und trabte damit vor mir her, dem „Hotel" zu. Ich hatte jetzt nur noch den Stock in der Hand, den ich Anstands halber ja freilich selbst tragen durfte. Ja, er flößte mir sogar ein stolzes Selbstbewußtsein ein. Mich dünkte sogar, es jucke den Stock schon, zum Beweise, daß ich aus edlerm Fleisch und Blut gemacht sei, auf des Negers Rücken zu tanzen. „Mein Sklave!" — „Mein Mensch!" — „Mein Eigenthum!" dachte ich bei mir selbst, indem ich mir das Gefühl des Sklaven-Besitzes recht lebendig zu vergegenwärtigen suchte. Ja, ja, einem Sklaven-Besitzer mußte wohl die Brust in stolzen Gefühlen schwellen bei dem Gedanken, daß er Menschen sein Eigenthum nennen dürfe; Menschen, die nur wie er selbst denken und nur seine Gedanken, nur seinen Willen ausführen durften! Wir kamen endlich im Gasthause an; der Neger übergab mein Gepäck einem

andern Sklaven, und ich ließ mit vornehmer Haltung und innerer Satisfaktion mit der Spitze meines Daumens und Zeigefingers ein kleines Silberstück in seine ausgestreckte schwarze Hand fallen. Mit der andern Hand den Hut haltend, machte er mir leuchtenden Antlitzes mehrere Bücklinge und entfernte sich.

„Thank you, Massa!“ hatte er gesagt. Nun war ich ein „Massa“. Das Ding gefiel mir nicht übel. Ich war auf dem besten Wege, ein Südländer zu werden, und wenn ich einige tausend Dollars zur Verfügung gehabt hätte, so wäre ich vielleicht in nicht gar langer Zeit Sklavenhalter geworden.

Ich hatte dem Wirthe meine Absicht zu erkennen gegeben, einige Tage bleiben zu wollen und ihn ersucht, mir ein Zimmer anweisen zu lassen, um ein wenig Toilette zu machen, da der Marsch durch den tiefen Sand einige Spuren in meinen Kleidern zurückgelassen hatte, die ich nicht gerne zur Schau trug. Der nämliche Neger, der mein Gepäck zu Handen genommen hatte, kam in's Zimmer und bot mir seine Dienste an. Dieß war wieder etwas Neues, und ich versäumte die Gelegenheit nicht, Sitten und Gebräuche zu studiren. Vorerst zog er unter einem Bette ein Paar alte Pantoffeln hervor, welche schon allen Reisenden seit Sem, Ham und Japhet gedient zu haben schienen und legte sie neben einem Stuhle nieder. „Massa hat schmutzige Stiefeln,“ sagte mein schwarzer Diener. Ich schickte mich an, dieselben auszuziehen, allein der flinke Cuff kam mir zuvor, trat dicht an mich heran, kehrte mir den Rücken, kauerte sich vor mir nieder und hob einen meiner Füße auf, so daß er ihn zwischen seinen Beinen hindurch vor sich hielt. In wie viel Tempos dieß geschah, kann ich nicht mehr sagen, denn ich war

von dem unerwarteten Anblick, den er mir in seiner überaus anmuthigen Stellung bot, so überrascht, daß ich seine Bewegungen nicht hätte zählen können. Jedenfalls geschah es sehr schnell und ich hatte keine Zeit, ästhetische Betrachtungen anzustellen und mich über seine Grobheit zu ärgern, denn er kommandirte nun: „Massa ein wenig nachhelfen!" Ich war in dieser neuen Methode, mich der Stiefel zu entledigen, noch gänzlich unerfahren; daher zerrte ich mein Bein rückwärts. Cuff war aber auf eine Bewegung in entgegengesetzter Richtung gefaßt und kollerte daher rittlings auf mein Bein zurück, so daß er beinahe den Stuhl und mich selbst umgestürzt hätte. Cuff ließ mein Bein fahren, stand auf, und wir mußten die Operation wieder von vorn anfangen. Dießmal gab mir Cuff sehr deutliche Instruktionen, welche mißzuverstehen geradezu unmöglich war. Nachdem er wieder Posto gefaßt und meinen Stiefel in die eine Hand genommen hatte, sagte er: „Da, Massa, da den andern Fuß hinsetzen und stoßen — stoßen!" und klatschte zur Veranschaulichung mit der andern Hand auf eine Stelle seines Körpers, die er nicht sehen konnte. Ich begriff, pflanzte den Fuß fest auf, gab einen nachdrücklichen Stoß und Cuff flog mit meinem Stiefel in die Ecke des Zimmers. „Massa sehr stark," sagte er, indem er sich bedenklich die Stirne rieb. Ich verstand den Wink, und unterstützte seine Bemühungen um den andern Stiefel mit so großer Mäßigung, daß er nicht zu Schaden kam. Erst seit ich mit diesem umständlichen und feierlichen Manöver bekannt worden bin, habe ich die Bedeutung des Wortes „Stiefelknecht" vollständig zu würdigen vermocht. Cuff flog mit meinen Stiefeln die Treppe hinunter, und kaum hatte ich mich umgekleidet, so hatte er dieselben schon ganz

spiegelblank zu meinen Füßen gestellt. Ich ersuchte ihn, mir etwas Wasser zu bringen, allein er sagte hastig: „Barroom, Massa. Dinner ready, Massa,“ *) und flog wieder zur Thüre hinaus. Ich verfügte mich also in's Schenk- oder Gastzimmer, wo ich ein großes Wasserbecken fand, in welchem sich das ganze Hotel zu waschen schien. Ich wartete, bis an mich die Reihe kam, drehte den Hahn der Urne, ließ das Wasser über meine Hände strömen und hatte eben einen Zipfel des ungeheuern Handtuches ergriffen, das an einer Rolle hoch von der Wand herunter hing, als unter der offenen Hausthüre, die ins Gastzimmer mündete, eine laut gellende Glocke ertönte. Ich blickte hin und sah Cuff wie wüthend eine große Glocke auf und nieder schwingen. Alle Anwesenden stürzten sofort in größter Eile in den Eßsaal hinein. Jeder setzte sich nieder und griff ohne weitere Umstände zu. Das Essen war reichlich und schmackhaft zubereitet, obschon etwas derb. Man schien besonders viel auf hitzigen Zugaben zum Fleische zu halten, z. B. eingemachte rothe Pfefferschoten, an denen ich mir den Mund verbrannte, eingemachte saure Gurken, Zwiebeln, Melonen, sogar eingemachte saure Eier, alles reichlich mit Pfeffer versetzt. Am meisten aber fesselten meine Aufmerksamkeit die vier oder fünf strammen Negerjungen und Mädchen von allen Farben, welche die Gäste bedienten. Man war kaum je im Falle, einen dieser dienstbaren Geister herbeizurufen, denn ihre Aufmerksamkeit war so groß, daß sie stets wußten, wenn einer der Gäste etwas bedurfte, und sogleich zur Stelle waren, um nach seinem Begehr zu fragen. War dieß seltener Weise einmal nicht der Fall, so durfte man nur einem

*) „Schenkzimmer, Massa. Mittagessen fertig, Massa.“

der Diener, die stets aufmerkten, einen Wink oder einen Blick zuwerfen, so war er sogleich da. Nach dem Essen ging man in's Schenkzimmer, und die Meisten nahmen einen Trunk Whiskey oder Brandy, steckten sich nachher eine Cigarre oder Pfeife an und saßen um das große Feuer herum, das im Kamin brannte.

Als ich da saß, schien es mir, als sei ich schon ein ganzer Südländer. Ich war bei Tische von Sklaven servirt worden, und in meinem Zimmer hatte ich die Aufmerksamkeiten eines geübten Kammerdieners genossen. Doch als ich mir die Stiefelscene wieder vergegenwärtigte, wurde mir auf einmal ganz heiß zu Muthe, und es beschlich mich ein Gefühl recht eigentlicher, tiefer Beschämung. Was, — sagte ich zu mir selbst — ich, ein freier Schweizer, habe von einem Neger eine herabwürdigende Dienstleistung angenommen, ihn noch dabei unterstützt und nachher mich darüber gefreut? Und wie leicht hatte ich mich, vom Reiz der Neuheit und von meiner Neugierde bethört, in die Situation hineingefunden! Es stand fest bei mir, daß wenn ich im Süden bleiben sollte, ich freilich mich der Landessitte fügen und mich von Sklaven bedienen lassen müsse, was übrigens gar nicht unangenehm war; allein ich konnte eine Wiederholung ähnlicher Dienstleistungen, wie die oben beschriebene, nicht mehr dulden, ohne mich selbst zu erniedrigen. Ich hatte in der Folge auch genügende Beweise, daß es die Neger im Allgemeinen sogar vorzogen, ihre Dienstleistungen in einfacher, natürlicher und anständiger Weise zu verrichten, und darin oft ein sehr feines Gefühl an den Tag legten.

Mit dem Wirthe konnte ich mich nie auf einen freundlichen Fuß setzen. Er war ein finsterer, mürrischer Mann

und hatte einen gewissen Ton, der auch unter einigen der Gäste zu herrschen schien, der mir aber nicht gefiel.

Er war sehr zurückhaltend, hatte freilich eine gewisse steife Höflichkeit, die aber mehr in abstoßender als in gewinnender Weise wirkte, und schien mir durchaus nicht das Modell eines Wirthes zu sein, wie er sein soll.

Vielleicht war es dieses unheimliche, stolze Wesen, das mir zuerst von dem Städtchen einen unvortheilhaften Eindruck machte. Ich hörte viel von Beleidigung, Genugthuung, Todtschießen wie einen Hund, Gurgelabschneiden sprechen, und Wettrennen, Jagd, Spiel, Trinken, Wetten u. drgl. schien die Beschäftigung vieler Leute auszumachen. Eines Morgens, als ich aus dem Gasthause heraustrat, sah ich unter der Thüre eines auf der gegenüber liegenden Seite der Straße stehenden Trinkhauses einen Mann stehen, dessen edler, schöner Körperbau, graue Haare, ursprünglich edle Gesichtszüge und stets noch männliche Haltung mit seinem Benehmen in höchst unangenehmem Widerspruche standen. In unbeschreiblicher Wuth stieß er mit lauter Stimme die entsetzlichsten Verwünschungen gegen einen Feind aus, der ihn beleidigt haben sollte, aber nirgends zu sehen war. Mit geballten Fäusten und schäumendem Munde erklärte er laut, daß er dessen Leben nehmen wolle, und bekräftigte diese Erklärung mit den schrecklichsten Schwüren. Nach allen Richtungen wiederholte er das Nämliche. Endlich trat er wieder in's Trinkhaus zurück. Trotz dieses widerlichen Auftrittes, den der alte Mann in Scene gesetzt hatte, konnte man sich doch nicht verhehlen, daß derselbe wohl einst ein geistig hochbegabter und edler Regungen fähiger Mann gewesen sein müsse. Die Brutalität, in welche er versinken zu wollen schien, hatte doch nicht alle Spuren seiner einstigen Man-

neswürde vernichten können. Den Eindruck aber, welchen der Vorgang auf mich gemacht hatte, konnte nichts mehr verwischen. Ich hörte auch von keinem der Gäste des Wirthshauses die leiseste Mißbilligung aussprechen; ja, einige schienen den Trunkenbold eigentlich zu bewundern. Cuff aber zitterte, als wenn er das Fieber hätte, und schien unendlichen Respekt vor dem Manne zu haben.

Es schien mir etwas wie eine unheimliche Macht über Jackson zu schweben, und ich konnte diesem Städtchen auch gar keine freundliche oder gemüthliche Seite abgewinnen. Rohe Bummelei, mürrische Zurückhaltung und ein den Fremden feindseliger Geist schienen mir hier zu herrschen. Viel mag auch der Umstand zu diesem ungünstigen Eindrucke beigetragen haben, daß ich in geschäftlicher Beziehung an diesem Orte nicht die geringste Aufmunterung fand. Ein längerer Aufenthalt würde vielleicht mein Urtheil anders gestaltet haben. Jedenfalls kann ich bei einem Aufenthalt von nur so kurzer Zeit mir nicht anmaßen, ein maßgebendes Urtheil abzugeben. Genug, nachdem ich fünf Tage in Jackson zugebracht hatte, wußte ich nichts Besseres zu thun, als dasselbe wieder zu verlassen. Des Wirthes jüngster Sohn, ein Jüngling von ungefähr 16 Jahren, der bei Weitem mehr Umgänglichkeit und herzliche Gemüthlichkeit zu besitzen schien, als sein Vater, brachte mich in einem Fuhrwerke wieder zum St. Cloud, den er im höchsten Grade bewunderte, obschon derselbe ein altes, gebrechliches und von der Reise hart mitgenommenes Fahrzeug war. Allein der gute Junge hatte noch nie zuvor ein Dampfschiff gesehen.

Frank lachte, als ich ihm gestand, meine bisherigen Erfahrungen hätten mir beinahe alle Lust benommen, noch mehr vom Süden zu sehen. Ich glaube, wenn der

St. Cloud sogleich wieder nach Ohio zurückgekehrt wäre, ich hätte wieder Passage genommen. Allein davon konnte jetzt keine Rede sein.

Als ich am nächsten Tage mit Frank von einer erfolgreichen Entenjagd auf's Schiff zurückgekehrt war, fanden wir daselbst einen jungen Mann, der uns in so freundlicher Weise anredete, daß ich ihn fragte, ob er denn eigentlich hier in der Umgegend wohne? Er bejahte es und lud uns ein, ihn auf seines Vaters Pflanzung zu besuchen. Er schien mir etwas so Fröhliches und Ungezwungenes in seinem Benehmen zu haben, daß ich Vertrauen zu ihm faßte und ungeachtet der ungünstigen Eindrücke, die ich bis jetzt vom Lande und seinen Bewohnern empfangen hatte, sogleich mit ihm ging. Die Pflanzung war ungefähr zwei englische Meilen vom linken oder südlichen Ufer des Flusses entfernt. Tom Cole, so hieß mein neuer Freund, führte mich sogleich zu seinem Vater, Major Cole, den wir vor seinem Hause antrafen.

Dieser, ein noch rüstiger Fünfziger, von stattlichem Wuchse und wohlbeleibt, hatte in seinem Wesen etwas Freimüthiges, Wohlwollendes und Herzliches, so daß mir die ganze Last, welche mich seit McLemore und Jackson stets in höchst unbehaglicher Weise gedrückt hatte, sogleich vom Herzen fiel. In der Nähe dieses Mannes wurde mir wieder wohl und gemüthlich. In der einfachsten, freundlichsten und offensten Weise lud er mich ein, bei ihm zu bleiben, bis ich mich von den Strapazen der Reise ausgeruht und einigermaßen mit den Verhältnissen und Gebräuchen des Landes bekannt gemacht habe. Unterdessen könne es ihm wohl möglich werden, mir einen passenden Wirkungskreis ausfindig zu machen. Sein großes, ge-

räumiges Herz schien ein inniges Wohlbehagen darin zu finden, den Fremdling bei sich aufzunehmen und ihm in allen seinen Wünschen förderlich zu sein.

Major Cole, obschon ein begüterter Mann und seit Jahren in der Gegend niedergelassen, wohnte, wie die meisten Pflanzer der Umgegend, in einem sehr einfachen und bescheidenen Hause. Dasselbe bildete ein längliches Viereck und war aus mit den Enden kreuzweise über einander gelegten, roh gezimmerten Baumstämmen erbaut; — es war mit einem Worte: ein Blockhaus. Die Zwischenräume zwischen den Baumstämmen waren mit Lehm ausgefüllt und die innern Wände der Zimmer mit einfach gehobelten Brettern vertäfelt. Ein breiter, geräumiger Corridor, in welchem man sich, um frische Luft und Schatten zu genießen, im Sommer gewöhnlich aufhielt, theilte das Haus in zwei gleiche Hälften, deren jede ein einziges, großes Zimmer enthielt, das mit wenigen und sehr einfachen Geräthen versehen war. Ein Tisch, ein Sopha und einige rohe Stühle aus Nußbaumholz (hickory), unter denen aber der in Amerika beliebte Schaukelstuhl nicht fehlen durfte, bildeten die ganze Ausstattung. In jedem Zimmer befand sich auch ein tiefer Kamin, der breit genug war, um vier bis sechs Fuß lange Stücke Holz aufzunehmen. Auf dem wenigstens fünf Fuß langen Kaminsims waren einige Bücher, sowie ein Spiegel aufgestellt, an den Wänden hingen die Bilder einiger Präsidenten der Vereinigten Staaten, und in einer Ecke standen einige Jagdgewehre. Kugeltaschen, Schrotsäcke und Pulverhörner lagen in einer Ecke neben denselben. Ueber den zwei Zimmern befand sich noch ein niedriges Stockwerk, welches zwei Schlafgemächer enthielt, zu denen man vermittelst einer leiterähnlichen Treppe hinaufstieg. Das

Dach war mit Schindeln gedeckt, und die Thüren hatten sämmtlich nur einen einfachen hölzernen Riegel, der von außen vermittelst einer Schnur geöffnet wurde. Man schien keine Furcht vor Dieben zu haben, denn die Thüren blieben das ganze Jahr ohne Schloß. Die Küche, sowie die Wohnungen einiger den Hausdienst versehenden Sklaven, befand sich ungefähr 25 bis 30 Schritt vom Wohnhause entfernt und das Ganze war im Umkreise von vielleicht vier bis fünf Acker Größe von einer fence oder hölzernen Umzäunung eingeschlossen. In einer Ecke derselben stand noch ein kleines Häuschen, das nur ein einziges Zimmer enthielt und eigentlich Tom's Schlafzimmer war, allein oft von der ganzen Familie als trauliches Wohnzimmer benutzt wurde. Einige schattige Eichen, die man von dem Urwalde hier und da stehen gelassen hatte, standen um das Haus herum und verliehen demselben Schatten. Der Küchengarten lag außerhalb dieses Hofes, sowie auch in etwas größerer Entfernung die Hütten der zur Bearbeitung der Felder verwendeten Sklaven. Das Ganze hatte ein sehr bescheidenes, anspruchloses Aussehen, und ein an „standesgemäße" und elegante häusliche Einrichtungen gewöhnter Europäer würde hier nichts weniger als Reichthum oder gar Bildung vermuthet haben. Allein Major Cole lebte hier mit seinen Kindern glücklich, ja sogar im Ueberfluß. Er war ein Wittwer, und es war wohl diesem Umstande zuzuschreiben, daß dem ganzen Hauswesen auch der geringste Anstrich von Eleganz fehlte. Es war beinahe auf den ersten Blick zu erkennen, daß hier kein weibliches Wesen waltete (auch die einzige Tochter des Major Cole war gestorben) und für alle die unzählbaren, unnennbaren, unbedeutenden und dennoch wichtigen Annehmlichkeiten sorgte, welche die Gegenwart eines liebe-

vollen Gemüthes, sowie eines zarten Sinnes für alles Sanfte und Schöne beurkunden. Die häuslichen Angelegenheiten wurden unter der Aufsicht einer noch rüstigen, treu ergebenen Mulattin besorgt, die sich der jüngern Knaben mit wahrer Muttertreue anzunehmen und von denselben auch aufrichtig geliebt zu werden schien.

Major Cole machte auf mich den Eindruck eines biedern, lebensfrohen Patriarchen, der in Zufriedenheit sein Glück genießt, seine Pflichten erfüllt und — lebt, denkt und handelt, wie eben seine Väter vor ihm gethan haben, ohne viel und tief darüber nachzugrübeln, ob und inwiefern denn auch sein ganzes Leben, Denken und Handeln richtig und gerecht sei. Alles in seiner Umgebung athmete Glück und Sorglosigkeit. Seine Neger waren wohl genährt, fröhlich, dienstfertig, und ihre glänzenden Gesichter grinsten Jedem, der sie anredete, mit freundlichstem Zähnefletschen entgegen. Drolliges Gesindel! Wenn man einer Menschenrace das Groteske in hohem Grade als charakteristischen Zug zuschreiben kann, so sind es gewiß die amerikanischen Neger. Beinahe jede Bewegung, jeder Ausdruck ist grotesk und nicht selten sehr anmuthvoll. Der Eindruck, den bei eigener Anschauung und Beobachtung das Wesen der Sklaverei und der Zustand der Sklaven dieser Pflanzung auf mich machten, war jedenfalls kein ungünstiger und himmelweit von dem Begriffe verschieden, den man sich früher gewöhnlich davon machte, und den ich während meines Aufenthaltes in den freien Staaten ebenfalls gehabt hatte. Alle Sklaven, die ich hier sah, schienen glücklich und zufrieden und ihrem Herrn mit wahrer Liebe ergeben zu sein. Freilich kannten sie keine andere Existenz und wußten die Vorzüge und Segnungen der Freiheit nicht aus Erfahrung zu würdigen.

Bei ihrem Mangel an jeglicher Bildung und Kenntniß der Welt mußte natürlicher Weise ihr Ideenkreis ein sehr beschränkter, ihre Bedürfnisse sehr gering und leicht zu befriedigen sein. Mit Ausnahme der Freiheit schienen aber dieselben nicht auf einer viel niedrigern Stufe zu stehen, als die ärmern Klassen der europäischen Landbevölkerung. Jedenfalls war ihr Leben ein sorgenloses und insoweit ein glückliches.

Major Cole verfehlte nicht, mir bald nach meiner Ankunft seine Besitzungen zu zeigen. Einen besondern Stolz schien er aber auf ein großes, an die siebenhundert Acker haltendes Baumwollenfeld zu setzen, in welchem eine Menge Pflüge arbeiteten. Wo wir hinkamen, grüßten die Neger mit großer Freundlichkeit und es war nicht zu verkennen, daß sie aufrichtige Freude empfanden, ihren Herrn zu sehen. Ich bemerkte zu demselben, daß diese Neger alle sehr glücklich zu sein schienen. Er hatte augenscheinlich diese Bemerkung erwartet. „Nicht wahr," sagte der gute Mann, — „man macht sich bei Ihnen in Europa von solchen Zuständen keinen Begriff, sondern glaubt im Gegentheil, daß die armen Leutchen alle höchst unglücklich seien und sich nach der Freiheit sehnten. Sie würden höchst unglücklich sein, wenn sie in Freiheit gesetzt würden, denn wie würde es ihnen ergehen? Sie würden verhungern."

Da mir diese Zustände noch gänzlich fremd waren, so enthielt ich mich jeder Antwort, konnte aber nicht umhin, zu denken, daß denn doch ein Weg zu finden sein sollte, diese Sklaven unabhängig und glücklich zu machen.

Als wir wieder zum Hause kamen, sagte mir Major Cole, ich solle jetzt aus dem Munde einer Sklavin selbst hören, ob sie frei zu sein wünsche.

„Sarah!“ rief er der schon erwähnten Mulattin zu, welche sein Hauswesen besorgte. Dieselbe kam schnell herbeigeeilt. In allen ihren Zügen leuchtete Freude und Dienstwilligkeit.

„Sage mir, Sarah,“ — fragte ihr Herr mit einem Anscheine von Ernst — „willst du frei sein? du bist frei, wenn du es wünschest!“

Sarah war einige Augenblicke vor Bestürzung ganz sprachlos; dann stürzten Thränen aus ihren Augen, und als sie endlich Worte finden konnte, sagte sie mit gefalteten Händen: „O nein, Massa, ich will nicht frei sein; es ist mir noch lange wohl hier; hoffe, Massa mich nicht fortschicken.“

Damit glaubte der gute Mann den Beweis geleistet zu haben, daß die Neger sich im Allgemeinen nicht nach Freiheit sehnten. Er bedachte kaum, daß nicht alle Herren so gütig waren wie er. Hatte er mir doch selbst in einem Augenblicke wohlwollenden Vertrauens gesagt, daß McLemore, auf welchen einmal die Rede kam, ein strenger Herr sei, von seinen Sklaven übermäßige Arbeit verlange und sie für kleine Fehler grausam bestrafe. Er bedachte ferner nicht, daß nur wenige Sklaven eine so angenehme und leichte Stellung hatten wie eben diese Sarah, und daß die Freiheit von Nahrungssorgen für den Mangel an individueller Freiheit, für den geknechteten Willen keinen Ersatz bieten kann. Doch muß ich gestehen, daß sich Major Cole nicht unbedingt gegen die Freilassung der Neger aussprach. Er sagte mir z. B. oft, daß wenn er sich überzeugen könnte, die Neger würden in der Freiheit wirklich glücklicher sein, als in ihrem gegenwärtigen Zustande, — er sich nicht weigern würde, dieselben frei zu geben. Ich bin noch jetzt überzeugt, daß er in seiner

Erklärung durchaus aufrichtig war. Damals glaubte ich ihm auf's Wort, daß er wirklich thun würde, was er sagte. Heute aber — nachdem ich während acht Jahren das Institut der Sklaverei in nächster Nähe beobachtet habe, und sich auch seither ein bedeutendes und wichtiges Stück der Geschichte Amerika's abgewickelt hat, möchte ich doch einen leisen Zweifel äußern, ob denn wirklich Major Cole, auch wenn er die Ueberzeugung gehabt hätte, daß seine Sklaven in der Freiheit glücklicher sein würden — eine Ueberzeugung, die nach meinem Wissen unter tausend Pflanzern kaum ein einziger hatte — unter eintretenden Umständen aus freien Stücken und ohne welche Entschädigung das finanziell schwere Opfer zu bringen im Stande gewesen wäre? Ich sage mit Vorbedacht, daß ich einen leisen Zweifel daran hege. Dieser Zweifel ist noch weit von einer Ueberzeugung; denn Major Cole war ein edler und hochherziger Mann, deren ich unter den Pflanzern noch viele angetroffen habe. Der Mensch kann aber edler Ideen und Vorsätze fähig sein, ohne die Kraft zu besitzen, ein großes Opfer zu bringen, wenn der Anlaß in seiner ganzen Wirklichkeit und Wichtigkeit an ihn herantritt.

Wir dürfen uns jedoch nicht allzu weit von unserer Aufgabe entfernen.

Major Cole's Gastfreundschaft war herzlich, zuvorkommend, aber einfach und ohne Gepränge. In einem Worte, er verstand es, sowohl allen unnöthigen Pomp und Schaustellung zu vermeiden, als auch seinem Gaste es so behaglich zu machen, daß er sich bei ihm zu Hause fühlte, und ohne in demselben die Befürchtung zu erwecken, daß er seinem Wirthe lästig sei oder denselben zu außergewöhnlichen Leistungen veranlasse. Wenn wir nach dem

Essen an einem prasselnden Kaminfeuer saßen und eine Pfeife vortrefflichen Lynchburger Tabak schmauchten, ließ er sich für sein Leben gern allerlei über Europa, europäische Sitten, Gebräuche und politische Zustände erzählen. Natürlicher Weise erzählte ich ihm am meisten über mein eigenes Vaterland, die Schweiz, und pflegte mit nicht geringem Stolze zu betonen, daß auch wir Schweizer Republikaner seien und uns durch viele Stürme zur Freiheit hindurchgekämpft hätten. Obschon er mir aber sichtlich mit vielem Vergnügen und oft mit Beifall zuzuhören schien, so theilte er doch den leicht verzeihlichen Nationalstolz aller Amerikaner, und obschon er zu zartfühlend war, um es offen herauszusagen oder gar geringschätzig von Europa oder meinem eigenen engern Vaterlande zu sprechen, so leuchtete doch aus seinem ganzen Wesen das Bewußtsein und die angeborne Ueberzeugung hervor, daß kein Land auf Erden auch nur von Ferne in irgend einer Beziehung einen Vergleich mit Amerika aushalten könne. Ich hütete mich wohl, Zweifel zu äußern — denn ich hatte damals gar keine.

Tom Cole, sein ältester Sohn, war ein junger Mann von vielleicht zweiundzwanzig Jahren, lebhaft, und leidenschaftlich den Vergnügungen der Jugend ergeben. Ich glaube, es gelang ihm bisweilen, unter den ländlichen Schönen den Eleganten zu spielen. Wenigstens mochte er gerne als solcher gelten, und seinen Versicherungen und Erzählungen nach mußte seine Gewandtheit in allen Dingen, die als zur Mode gehörig betrachtet wurden, einen glänzenden Erfolg gehabt und ihm unter seinen Altersgenossen einen Namen und gewaltigen Respekt verschafft haben. Tom war ein „guter Junge.“ Gefällig, dienstfertig und gutherzig, im Ganzen mit gesundem Verstande begabt,

schien er mir allerdings einige Eigenschaften zu besitzen, die ihn beliebt machen konnten. Nichtsdestoweniger kam er mir, wenn er von seinen Erfolgen im gesellschaftlichen Leben sprach, beinahe etwas kleinlich und geckenhaft vor. Diese Erfolge schien er, wie auch sein ganzes Wesen es verkündete, hauptsächlich auf äußern Schein zu bauen. Moden und Modegespräche, eine zierlich geknüpfte Halsbinde, Pommaden und wohlriechende Essenzen, zierliche Kleidung, nichtssagendes Liebesgeschwätz, Scherze und Schäckereien waren die Waffen, die er in's Feld führte. Daß er auch mitunter witzig sein konnte, will ich nicht geradezu bestreiten. Geist hatte er wenig, und überhaupt kein Verlangen und noch viel weniger das Bewußtsein oder Verständniß einer höhern, edlern Bestimmung, als im bloßen Genusse und in bloßer müßiger Unterhaltung zu suchen ist. Uebrigens fehlte es ihm nicht an Anlagen, die einer höhern Ausbildung und Verwerthung fähig gewesen wären. Ebenso hatte er dunkle Gefühle und Begriffe von Recht und Unrecht, so ungefähr, was man gemeiniglich ein „gutes Herz" nennt. Allein sein Flattersinn ließ ihn nie zu tieferm Denken kommen. Er war oberflächlich. Was ihn aber überall wohlgelitten machte, war seine stets gute Laune, ein gewisses Wohlwollen gegen Jedermann, und sein fröhliches Wesen, das ihm angeboren war. Daneben war er durchaus nicht verweichlicht, und obschon er alle schwere Arbeit lieber von Sklaven verrichten ließ als selbst Hand anzulegen, so war er doch abgehärtet, trotz aller Strapatzen ein unermüdlicher Jäger, ein guter Schütze und unerschrockener Reiter. Auf den Jagdausflügen, die wir während meines Aufenthaltes auf der Pflanzung beinahe täglich machten, verstand er es meisterlich, seine Gastfreundschaft auf glänzende Weise

an den Tag zu legen, indem er mir stets die besten, behaglichsten Gelegenheiten zum Schuß auf wilde Enten und Gänse verschaffte und erst dann selbst schoß, nachdem beide Läufe meiner Doppelflinte entladen waren. Sein leichter Tritt vermied auch das geringste Geräusch, und kein brechender Zweig oder raschelndes Laub verrieth dem Gewilde die nahende Gefahr. Ueber die nur dünne Eiskruste eines Baches glitt er so leicht wie ein Ball, während ich oft durchbrach und bis über die Knie in's Wasser sank. Begreiflicher Weise waren nach einem solchen Abenteuer ein prasselndes Kaminfeuer, sowie trockene Kleider, die er aus seiner eigenen Garderobe herbeischaffen ließ, sehr willkommen und wir ließen uns dann das mitgebrachte Gewild, das sogleich zum Nachtessen zubereitet wurde, vortrefflich schmecken.

Obschon ich von dem wackern Major Cole und seinem Sohne mit aller Aufmerksamkeit und wahrer Herzlichkeit behandelt wurde, so litt es mich doch nicht lange bei ihnen, da ich das Bedürfniß fühlte, mir bald wieder einen Wirkungskreis zu verschaffen. Bei dem gemächlichen Pflanzerleben, das sich hier Tag für Tag abwickelte, konnte ich nicht erwarten, bald mein Ziel zu erreichen oder auch nur Nachrichten einzuziehen. Und da, wie bemerkt, Major Cole weder Frau noch Tochter besaß, und keine weiblichen Verwandten bei sich hatte, so kam auch höchst selten Gesellschaft in's Haus, und es zeigte sich hier selten Gelegenheit, Vieles über die eigentlichen socialen Zustände der Weißen zu beobachten und zu erfahren.

Ich sagte daher meinen Wirthen ein herzliches Lebewohl und wandte mich wieder dem St. Cloud zu, wo ich ein reges Leben fand. Von allen Seiten kamen

Pflanzer herbei, um das Dampfschiff zu sehen, denn es war etwas Unerhörtes, daß ein solches in diese Gegend gekommen war, und Viele hatten ihr Lebtage noch keines gesehen. Die meisten Pflanzer kauften zugleich Vorräthe ein, welche zu beispiellos billigen Preisen losgeschlagen wurden und dennoch dem Kapitän und Frank einen namhaften Gewinn einbrachten. So z. B. wurde das Faß Mehl von 200 Pfund Gewicht um fünf Dollars verkauft, während für das nämliche Quantum im nächsten Städtchen acht bis zehn Dollars bezahlt wurden. Die meisten dieser Leute waren sehr artig und freundlich gesinnt und gaben keinerlei Argwohn zu erkennen. Augenscheinlich lebte man hier ferne von der Welt, und nur Wenige von denen, die wir sahen, schienen je weit weg von ihrer Heimath gekommen zu sein. Jedermann schien aber eine überaus günstige Meinung von sich zu haben und mit einer gewissen eifersüchtigen Pompositäit aufzutreten, welcher man es sehr bald ansehen konnte, daß sie ein nationaler Charakterzug war. Daß derselben ein stolzes Bewußtsein eigenen Werthes zu Grunde liegen mußte, war offenbar, und obschon es die guten Leute nicht mit lauter Stimme proklamirten, so schienen sie doch mit ihrem ganzen Auftreten sagen zu wollen: „Wir alle sind geborene Gentlemen!“ Das muß ich auch in der That gestehen, diese Leute hatten trotz ihres etwas pompösen Wesens mit wenigen Ausnahmen dennoch etwas Freundliches und Zuvorkommendes, das ihnen sehr wohl stand und das ziemlich ungünstige Vorurtheil, das mir sowohl McLemore und seine Reiterschaar, als die Bewohner des Städtchens Jackson eingeflößt hatten, bedeutend herabstimmte und einigermaßen wieder gut machte.

Unter den Vielen, welche den St. Cloud besuchten,

befand sich auch ein alter, noch sehr rüstiger und lebhafter Pflanzer, der, als ihm Frank sagte: ich „könne auf dem Klavier spielen", mich sogleich einlud, ihn auf seiner Pflanzung zu besuchen. Diese Einladung nahm ich mit Vergnügen an, indem die Art und Weise, wie sie veranlaßt worden war, mir Hoffnung gab, in gebildete Gesellschaftskreise zu kommen, wo ich vielleicht über die Gründung eines Wirkungskreises einige Auskunft erhalten könnte.

Nachdem daher Squire Potter — so hieß mein neuer Freund — seine Einkäufe bewerkstelligt und zur Ablieferung der gekauften Gegenstände Anweisung gegeben hatte, bestieg er sein Pferd, das an einer nicht weit vom Ufer stehenden Eiche angebunden war, und ich begleitete ihn zu Fuße, da uns natürlich auf dem St. Cloud keine Pferde zu Gebote standen. Freilich hatte mir Squire Potter in sehr freundlicher Weise angeboten, am nächsten Tage ein Pferd zum Landungsplatze zu schicken; allein ich war des müßigen Lebens an Bord des Dampfschiffes so überdrüssig, daß ich es vorzog, sogleich und zu Fuße zu gehen, obschon ich mir sehr gut ausmalen konnte, daß ich, meine auf einige Tage berechneten Kleider und Wäsche in einem alten, noch von einer Tante in Bern herrührenden großen gestickten Reisesack in der Hand tragend und neben dem stattlichen und eben so stattlich berittenen Squire zu Fuß marschirend, wohl keinen allzu würdigen oder Respekt einflößenden Anblick gewähren würde. Das beirrte mich aber wenig. Uebrigens war Squire Potter artig und rücksichtsvoll genug, mir aus freien Stücken den großen Reisesack abzunehmen und an den Sattelknopf zu hängen. Auch mäßigte er den Schritt seines Pferdes, so daß ich im gewöhnlichen Spaziertempo mit ihm Schritt halten konnte. Es war gegen Ende Januar; allein mit

Ausnahme der kahlen Mais- und Baumwollenfelder konnte ich kaum eine Spur von Winter entdecken, denn nur hier und da sah man einen der Blätter beraubten Baum, während sonst rings im Walde beinahe Alles grün war. Wir gingen ungefähr zwei oder drei Meilen weit durch die Fluß-Niederung oder bottom, die beinahe überall mit Wald bewachsen war. Der Boden war sandig, aber nicht mehr gefroren. Beinahe überall sah man immergrüne Sträucher und Rankengewächse, eine Menge hochgewachsener Stechpalmen, die sich mit ihren rothen Beeren ganz hübsch ausnahmen; eine Art Pappeln, viele Eichen und an tiefer gelegenen Stellen, wo noch von der letzten Ueberschwemmung her große Lachen stehenden Wassers geblieben waren, hohe, schlanke Cypressen, deren Wurzeln aus dem Wasser emporragten und oft mehrere Fuß über demselben sich zum Stamme vereinigten. Hier und da waren ganze Strecken mit sechs bis zwanzig Fuß hohem, noch ganz grünem Geröhricht bewachsen; riesengroße Baumstämme lagen modernd und von dichtem Strauchwerk überwuchert am Boden, und die ganze Landschaft trug den Charakter einer feuchten, sumpfigen und Fieber erzeugenden Gegend an sich. Mit einem Male aber hörte dieß auf, der Weg führte eine kurze Strecke hügelan und die Vegetation nahm einen andern Charakter an. Es wurde mir ordentlich leicht zu Muthe, aus dieser Niederung heraus zu kommen, in welcher man unwillkürlich von einem gewissen Gefühle der Beklemmung niedergedrückt wurde, und ich athmete wieder frisch auf. Wir kamen bald aus dem Walde heraus in's Freie, und erreichten endlich auf der nun an beiden Seiten von Umzäunungen eingefaßten, aber herzlich schlechten und kothigen Straße Squire Potter's Pflanzung.

Mein Begleiter ritt an ein nahe am Hofthor stehendes Gerüste, das aus einer quer über zwei aufrechtstehenden, sechs bis sieben Fuß hohen Pfosten horizontal liegenden dicken Stange bestand, befestigte den Zügel an einem der vielen in der Stange angebrachten Hacken und stieg ab. Wir traten durch das Thor in den Hofraum ein, wo Mr. Potter sogleich einem anwesenden Neger den Befehl gab, sein Pferd in den Stall zu führen, und einen Negerknaben anwies, meinen Reisesack ins Haus zu bringen.

In einer offenen Verandah trafen wir eine Dame, deren Alter man in Europa auf dreißig bis fünfunddreißig Jahre geschätzt haben würde, die aber, wie ich nach schon gemachten Erfahrungen annahm, kaum fünfundzwanzig Jahre alt sein mochte, was sich in der That später als richtig erwies. Ueberhaupt thut ein Europäer, der das Alter einer amerikanischen Dame, und ganz besonders einer Südländerin, „schätzen" will, sehr wohl daran, von seiner nach europäischem Maßstabe gemachten Schätzung fünf, ja eher zehn Jahre abzuziehen. Ich hielt die genannte Dame beim ersten Anblick für Squire Potter's Tochter; er belehrte mich aber sofort eines Bessern, indem er mir dieselbe als seine Frau vorstellte. Bei diesem Anlasse machte er die Bemerkung, daß ich ein Schweizer sei, was sie mit Vergnügen zu hören schien. Sie fragte mich, ob ich je in Bern gewesen sei, und als ich ihr mit gebührendem Selbstgefühl erwiederte, daß ich ein ächter Bern-Burger sei, — in Bern geboren und aufgewachsen, so schien ich bereits in ihrer Gunst und Freundschaft bedeutende Fortschritte gemacht zu haben. Es fiel mir dabei auf, daß sie ihren Gemahl bedeutungsvoll anblickte. Nach Tische führte mich derselbe wieder in die Verandah hinaus, wo wir eine Pfeife schmauchten. Nach einer Weile kam

auch Mrs. Potter, und nun mußte ich derselben viele Fragen beantworten, die sie über die Schweiz und ganz besonders über Bern an mich richtete, wobei sie hie und da wieder ihren Gemahl anblickte und ebenfalls von demselben ähnliche Blicke erhielt. Endlich sagte sie mir, sie sei eigentlich auch von Bern, und als ich sie freudig erstaunt anblickte, fügte sie bei, sie sei ungefähr vor zweihundert Jahren mit einer Kolonie von Bernern nach Nord-Carolina ausgewandert und habe daselbst Neu-Bern gründen helfen — d. h. eigentlich ihr Vorfahr. Auf mein Befragen antwortete sie, daß sie Senseman geheißen habe, aber sie glaube, sie hätte vor zweihundert Jahren anders geheißen, und es hätten einige Deutsche behauptet, daß ihr eigentlicher Name nicht gut deutsch, sondern Berner-Dialekt gewesen sei, und so sei denn endlich der Name Senseman geworden. Nachdem sie mir das Wort Senseman auf ein Stückchen Papier geschrieben hatte, rief ich sogleich aus: „Senseman? ja, das hieß wohl ursprünglich Sensenmann; nicht wahr, Madame?"

„Ja, das war es wirklich — Sensenmann, Sen — sen — mann — das war es," sagte Mrs. Potter, indem sie das Wort mehreremale deutlich aussprach.

„Ah, da haben wir's; wenn aber der Name Sensenmann hieß, so hieß er doch eigentlich nicht Sensenmann, sondern Segessenmann, deren es, wie ich glaube, in Bern gibt," — erklärte ich — „wenigstens habe ich den Namen schon gehört."

„Sprechen Sie es noch einmal aus" — bat Mrs Potter.

„Segessenmann" — wiederholte ich.

„Ach, das kann ich mein Lebtage nicht aussprechen!"

rief sie aus. „Wollen Sie es gefälligst auf ein Stückchen Papier schreiben?“

Ich willfahrte.

„Sidschiff'nmänn“, würgte Mrs. Potter heraus.

„Se-ges-sen-mann“ — verbesserte ich.

„Nun“ — meinte endlich Squire Potter — es war ein Glück für mich, daß Sie nicht so hießen, wie dieser Herr da sagt, denn da hätte ich lange daran herumstottern können, bis ich es herausgebracht hätte. Damen lieben die Stotterer nicht.“

„Auf alle Fälle“ — wagte ich zu sagen — „scheint die Gefahr nicht groß gewesen zu sein; denn Mrs. Potter hat ja glänzend bewiesen, daß sie Ihr wahres Verdienst entdeckt und anerkannt hat.“

„Wie so denn?“ fragten sowohl Squire Potter als seine Frau im nämlichen Athemzuge.

„Eine Miß Senseman“ — erwiederte ich verbindlich lächelnd — „konnte doch nur einen Mann von Verstand*) heirathen!“

Dieses Compliment wurde als das aufgenommen, was es wirklich war, nämlich als ein bloßer Scherz. Mrs. Potter lächelte und erröthete sogar ein wenig, was sich sogleich aufklärte, indem Squire Potter wie eine Bombe platzend in ein homerisches Gelächter ausbrach und, trotzdem seine Frau unter Lachen einen etwas schwächlichen Versuch der Abwehr machte, mich versicherte, diese hätte ihm schon oft das nämliche Compliment gemacht, und er habe sich seit seiner Verheirathung jeden Tag mehr und mehr von der Wahrheit derselben überzeugt.

---

*) Wortspiel auf den Namen Senseman, a man of sense — ein Mann von Verstand.

„Es kann nicht von ungefähr sein, daß eine Dame von bernerischer Herkunft die nämliche Bemerkung gemacht hat, die Sie eben jetzt machen; die Berner gefallen mir," fügte er bei.

„Pompey!" rief er nach einem Augenblicke des Stillschweigens plötzlich in den Hofraum hinab.

Derselbe saubere, pechschwarze Negerknabe, der uns bei Tische bedient hatte, kam aus einem in dem großen Hofraum stehenden Gebäude herbeigeeilt. In seiner weißen, um Hals und Leib gebundenen baumwollenen Schürze schien er von doppeltem Geschäftseifer beseelt zu sein; das Bewußtsein seiner Sauberkeit und Nettigkeit gab ihm Muth und Sicherheit.

„Hieher, Pompey!" sagte Squire Potter in befehlendem Tone, jedoch nicht ohne Wohlwollen.

Pompey trat bis auf zwei Schritte an seinen Herrn heran und stand da, ehrfurchtsvoll seiner Befehle gewärtig.

„Wo bist du vor zwei Jahren mit deiner Herrin hergekommen, Pompey?"

Pompey's Augen leuchteten.

„Von Neu-Bern."

„Aha" — dachte ich — „da ist noch ein Neu-Berner."

„Und dieser Herr da" — belehrte Squire Potter seinen Sklaven — „ist von Alt-Bern."

Pompey antwortete pflichtgemäß: „Ja, Massa John," Allein er machte dazu große, verwunderte Augen, als ob er sagen wollte: „ich habe noch nie von Alt-Bern gehört; ist es vielleicht da gestanden, wo jetzt bei Neu-Bern die Tannenwälder wachsen?"

Ich wollte mich eben den verschiedensten Muth-

maßungen hingeben, zu welchem Zwecke ich wohl diesem schwarzen Neu-Berner vorgestellt worden sein möge, als Squire Potter, der sich in gutmüthiger Weise an Pompey's Verlegenheit zu weiden schien, fortfuhr:

„Die Familie deiner Herrin und viele andere Familien von Neu-Bern kommen ursprünglich ebenfalls aus Alt-Bern, wo dieser Herr herkömmt — du mußt ihn gut bedienen."

Es schien Pompey nach und nach ein Licht aufzugehen. Da er selbst vor kaum zwei Jahren mit seiner Herrin, ihrer Schwester und ihrem Bruder aus Nord-Carolina nach West-Tennessee gekommen war, so hatte er schon einen deutlichern Begriff von Wohnungswechsel, Reisen und fernen Ländern als die meisten andern Neger, die oft ihr ganzes Leben auf der nämlichen Pflanzung zubringen. Und besonders die letzten Worte: „Du mußt ihn gut bedienen," mußten ihn von der Logik der ganzen Rede seines Herrn vollkommen überzeugt haben, denn es schien nun aus seinem schwarzen, glänzenden Gesichte ein vollkommenes Verständniß und gänzliche Befriedigung hervorzuleuchten.

„Yes, Massa John," sagte er mit pflichteifriger Begeisterung, und ich glaubte während der wenigen Tage, die ich noch bei Squire Potter zubrachte, die Wahrnehmung zu machen, daß mich Pompey als „ein Mitglied seiner Familie" betrachte, indem er mich mit der größten Aufmerksamkeit bediente. Ich bin zwar überzeugt, daß es der besondern Gründe, die Squire Potter angegeben hatte, durchaus nicht bedurfte, um mir von Seite Pompey's Aufmerksamkeit und Dienstwilligkeit zu sichern, da ich in der Folge diese Eigenschaften wohl bei der Mehrzahl der Neger fand, die mich bedienten. Allein diese

Anhänglichkeit, diese unterwürfige, ehrfurchtsvolle, bescheidene, zartfühlende Vertraulichkeit, dieses Eingehen auf meine Anschauungsweise und Errathen meiner leisesten Wünsche, dieses mit eigentlicher Begabung in Scene gesetzte Bestreben, mein Dasein, so viel an ihm lag, glücklich und behaglich zu machen — konnte nur in dem Bewußtsein seine Grundlage haben, daß er verpflichtet sei, seinem Herrn und dessen Familie, sowie allen, die derselben nahe standen, seine besten Dienste zu weihen. Dieses Bewußtsein war seine Erziehung und sein ganzes Wissen und einer der wenigen Begriffe, die ihm beigebracht worden waren; es war so alt wie seine Erinnerung und das Bewußtsein seiner Existenz. Die Sklaven reicher Familien wußten in der Bedienung der Gäste ihrer Herren einen sehr feinen Unterschied zu machen. Gegen alle höflich, hatten sie sehr bald heraus, wer bei ihren Herren und den Mitgliedern der Familie in besonderer Gunst stand, und ihr Eifer gegen dieselben richtete sich gewöhnlich nach diesem Maßstabe. Freilich fiel bei vielen Negern ein reichliches und mit Güte gespendetes Trinkgeld schwer in die Waagschale. Daß Pompey keinen Gedanken an eine Belohnung oder ein Geschenk von meiner Seite gehabt habe, möchte ich durchaus nicht behaupten, denn wo wäre der Neger zu finden gewesen, der vor dem Kriege in der Familie eines Pflanzers den Dienst verrichtet und nicht von Gästen Geldgeschenke bekommen und auch erwartet hätte? Wenn Pompey auch von meiner Seite solche Erwartungen hegte, so täuschte er sich allerdings nicht; allein ich bin noch auf den heutigen Tag davon überzeugt, daß seiner Handlungsweise nicht bloß eigennützige Beweggründe unterlagen, sondern daß die im Süden einheimische Gastfreundschaft, die sich in den nun entschwundenen Zeiten

seiner Blüthe von der herrschenden Klasse auch auf die Leibeigenen übertrug und ein Theil ihrer Stimmung und Lebensansichten wurde, sich auch bei Pompey geltend gemacht und durch die Weisung seines Herrn nur eine bestimmte Richtung erhalten habe. Solche unbefangene, bescheidene und liebenswürdige Dienstfertigkeit, welcher alle Zudringlichkeit fremd ist, kann nicht auf dem Boden bloßen Eigennutzes und bloßen Berechnung gedeihen.

Pompey besaß trotz seines jugendlichen Alters schon eine gewisse Würde des Benehmens, die er jedenfalls von seinem Herrn angenommen hatte und die bei uns als ein entsprechender Grad gesellschaftlicher Bildung hätte gelten und vielleicht sogar seinen krassen Mangel an Kenntnissen auf einige Zeit verdecken oder wenigstens vergessen lassen können. Da war nichts Unbehülfliches an ihm; Alles, was er that, verrichtete er mit einer Natürlichkeit und naiven Anmuth, um die ihn mancher steife Stadtjunge hätte beneiden mögen. Seine Intelligenz und alle seine übrigen Vorzüge erweckten aber in mir nur traurige Gedanken, „Wie?" — sagte ich zu mir selbst, — muß denn ein so begabter Mensch auf ewig dazu verdammt sein, seinen eigenen Willen demjenigen Anderer aufzuopfern?" Ich kann nicht läugnen, daß ich oft, während er mir Abends beim Auskleiden und Morgens beim Aufstehen und Ankleiden alle jene zwar geringfügigen, kaum erwähnenswerthen, allein zum Comfort höchstwichtigen Dienstleistungen in seiner freundlichen und stumm zuvorkommenden Weise anbot und in höchst gewandter und wohlthuender Weise verrichtete, mich mit ihm in ein Gespräch einließ und stets an seinem muntern, lebhaften, aber keineswegs zudringlichen Wesen, in welchem sich trotz tiefer, ja entsetzlicher Unwissenheit in aller Kenntniß, die

sich der menschliche Geist aneignen kann, doch unzählige Lichtblitze unverkennbarer Intelligenz und schneller Fassungskraft verriethen, sowohl meine Freude hatte als auch — über seine augenscheinliche geistige Vernachläßigung trauerte.

In Squire Potter's Familie konnte ich in sehr wohlthuendem Gegensatze zu den unterdrückten Sklaven McLemore's und der niedrigen und gemeinen Servilität Cuff's im Gasthause zu Jackson nichts wahrnehmen, das meinem ganzen Wesen widerlich war, als eben die überall unter Negern sich bemerkbar machende grenzenlose Unwissenheit und den gänzlichen Mangel an Schulbildung, was freilich genug war. Pompey wurde mir zu einem eigenen Typus wohlgearteter und wohlgezogener Negerklaven und wird mir stets in angenehmem Andenken bleiben.

Wie ich mit Squire Potter und seiner Frau auf bernerische Verhältnisse zu sprechen kam, weiß ich nicht mehr zu sagen; genug, nach der Entdeckung, daß Mrs. Potter ursprünglich aus dem Kanton Bern stamme, war es natürlich; und so nahm einmal das Gespräch eine solche Wendung, daß ich mich veranlaßt sah, über Zünfte, Burger- und Stubengüter und drgl. zu sprechen. Diese Dinge waren ihnen aber böhmische Dörfer und als ich den ursprünglichen Begriff des Wortes „Zunft" klar gemacht zu haben glaubte, so konnten sie nicht begreifen, daß ich der „Zunft der Metzger" angehören könne, ohne daß ich oder mein Vater selbst Metzger seien. Und als ich den guten Leuten versicherte, daß bei uns vollständige Gewerbefreiheit herrsche, konnten sie wieder nicht begreifen, warum denn die Zünfte noch fortbestehen, deren Zweck ihnen nun ganz verloren gegangen zu sein schien. Das einzige, das ihren Begriffen nicht widersprach, waren die Armengüter

und Waisenhäuser; allein auch hier stießen sie sich an dem Umstande, daß die Mehrzahl der Einwohner Berns nicht zur Benutzung derselben berechtigt sind, während gewisse Familien, auch wenn sie gar nicht in Bern ansäßig waren, dieses Recht der Benutzung hatten. Den Unterschied zwischen einem Burger und bloßen Einwohner konnte ich ihnen nicht klar machen, und Mrs. Potter sagte, die Sache möge sein, wie sie wolle, so seien doch ihre Vorfahren aus Bern gekommen. Ich kam mir am Ende als ein ganz undankbarer Mensch vor, wenn ich daran dachte, mit welcher Bereitwilligkeit sie mich als ihren Landsmann anerkannt hatte, und mit welcher kleinlichen Spitzfindigkeit ich ihr nun zu demonstriren suchte, sie sei doch item nicht so recht meine Landsmännin oder Mitburgerin, weil ihre Vorfahren ja nicht Burger gewesen seien, während ich ein regelrechter, Holz- und Feldgeldberechtigter Burger sei. Ja, Mrs. Potter fragte mich sogar mit bitterböser Miene, ob ich denn nicht zustimmen würde, daß ihr Holz aus den Burgerwaldungen verabfolgt würde, wenn sie sich in Bern niederlassen wolle? Und als ich ihr entschieden bedeutete, daß es nicht geschehen könne, da sie erstens nicht einem burgerlichen Geschlechte angehöre und zweitens ohnehin an einen Ausburger verheirathet sei, so sagte sie, es sei gut, daß ihr Gemahl in diesem Augenblicke nicht zugegen sei, denn sonst würden ihm die Berner nicht mehr gefallen, da sie gegen Damen nicht ritterlich gesinnt seien; dieß sei eine Eigenschaft, die überall im Süden von einem Gentleman verlangt werde. Ich sah, daß ich als zugeknöpfter Bernburger kein Glück bei ihr machte und rettete mich nur dadurch, daß ich ihr erklärte: „Was ich gesagt habe, schließe nicht aus, daß ich zu ihrer Aufnahme in's Burgerrecht der alten

Stadt Bern mit beiden Händen stimmen würde, indem ich es als einen großen Gewinn für die Stadt ansähe, wenn Damen, wie sie, sich entschließen könnten, Burgerinnen von Bern zu werden.

Mrs. Potter war gnädig genug, — südliche Damen können auch „gnädig" sein — diese Erklärung als genügend anzunehmen und mich wieder in ihrer guten Meinung zu rehabilitiren. Ich aber suchte durch ein möglichst „ritterliches" Benehmen den Beweis zu liefern, daß ich nicht unwürdig sei, ein Gentleman zu heißen.

In Wahrheit muß ich gestehen, daß sowohl der alte Squire Potter als auch seine junge Frau durch ihr liebenswürdiges und herzliches, ja feines Benehmen auf mich einen sehr wohlthuenden Eindruck machten. Das ganze Hauswesen war auf liberalem, gastlichem und reichlichem Fuße eingerichtet und obgleich alle Gebäude, sogar auch das Wohnhaus, nur einfache Blockhäuser von gezimmerten, über einander gelegten Baumstämmen waren, so herrschte doch überall eine gewisse Behaglichkeit, ja sogar Eleganz und wirkliche, humane Bildung, wobei ich gerne das etwas pompöse Wesen zu übersehen geneigt war, das mir seit meinem Verweilen in diesem Sklavenstaate überall ohne Ausnahme entgegengetreten war, und das — obschon in bescheidenem Maße — sich auch bei Squire Potter nicht verläugnete. Ich hatte aber bereits gelernt, dieses pompöse Auftreten nicht als individuelle Eigenschaft einzelner Personen, sondern als besondern allgemeinen nationalen Charakterzug der Südländer zu erkennen und zu beurtheilen. Ich konnte mich daher ganz ruhig darein finden, ohne mich davon verletzt zu fühlen, wie es bei wirklich anmaßendem, aus persönlichem Hochmuthe hervorgehendem Benehmen der Fall gewesen wäre.

Obschon die vielen Sklaven, welche Squire Potter besaß, demselben das Leben sehr leicht und mühelos machten, so darf man doch nicht annehmen, daß er ein verweichlichter, unthätiger oder arbeitsscheuer Mann gewesen sei. Trotz seines Alters saß er noch sehr rüstig zu Pferde und nahm sich aller Geschäfte mit Eifer an, und wenn er auch des Morgens nicht mit der Sonne aufstand, so machte er doch täglich einen Ritt über seine ausgedehnten Felder oder zu seinen Nachbarn und gab stets dem Sattel den Vorzug über jedes Fuhrwerk. Freundlich und gastlich gegen Jedermann, war er überall gerne gesehen. Viele aber machten sich lustig über ihn, weil er eine Frau geheirathet, die bei vierzig Jahre jünger war als er, und die nach häufig angestellten Berechnungen ganz füglich seine Großtochter hätte sein können. Diese war, wie schon berichtet, mit ihrer Schwester vor wenigen Jahren aus Nord-Carolina nach Tennessee hinübergekommen. Wenige Meilen von Squire Potter's Pflanzung hatten die Misses Senseman (oder eigentlich Segessenmann) eine Schule gegründet, waren auf diese Weise im Lande bekannt geworden, und die eine hatte endlich den Squire Potter geheirathet, da es ihr wahrscheinlich angenehmer war, Herrin einer Pflanzung zu sein, als Kinder zu unterrichten. Jüngere Lehrerinnen von angenehmem Umgang haben von jeher in Amerika das Glück gehabt, bald unter die Haube zu kommen und eine anständige Heirath zu machen, und es gehen viele solche aus den östlichen Staaten, wo Frauenzimmer in überwiegender Anzahl vorhanden sind, nach den westlichen und südwestlichen Staaten, wo die Männer weitaus zahlreicher sind als die Frauen. Gehen doch ganze Caravanen von Frauenzimmern nach den weniger angesiedelten westlichen Territorien und Staa-

ten, z. B. nach Californien, Oregon, Washington, Nebraska, Minnesota ꝛc., wo sie sogleich „an Mann" kommen.

In jenen Zeiten vor dem Kriege, wo die Pflanzer noch wie Patriarchen inmitten ihrer Sklaven und Sklavinnen lebten, mußte man sich noch in vielen Hinsichten an die Sklaverei und die damit zusammenhängenden Verhältnisse und Zustände zu gewöhnen und oft buchstäblich einzuexerciren suchen, wenn man nicht Anstoß geben oder sich lächerlich machen wollte. Obschon der Südländer durchaus nicht faul oder arbeitsscheu war, sondern im Nothfalle ohne Bedenken bei vielen Verrichtungen in geschickter und geübter Weise Hand anlegte, so zog er es doch vor, gewisse Dinge einem Sklaven zu überlassen, wenn ein solcher in der Nähe war, anstatt sich selbst zu bemühen. Fiel z. B. etwas auf den Boden hinunter, ein Buch, ein Messer, kurz irgend ein Gegenstand, so durfte nur ein Sklave oder eine Sklavin denselben aufheben und dem Eigenthümer überreichen; ja ich bemerkte oft, daß wenn keine dienende Person im Zimmer oder in unmittelbarer Nähe war, Mrs. Potter oder ihr Mann mit lauter Stimme einen Sklaven an die hundert Schritte weit herbeiriefen, und wenn erforderlich, zu diesem Zwecke sogar aufstanden und an die offene Thüre oder aus dem Hause traten, um sich hörbar zu machen, und wenn auch der heruntergefallene Gegenstand kaum einen Schritt weit von ihnen auf dem Boden sich befand. Das Niederbücken hat ein Südländer nie gerne gethan, das konnte man sich schon an der stolzen Haltung an den Fingern abzählen. Ich merkte bald nach einigen Versuchen, meinen hausbackenen bernischen Begriffen von Artigkeit unter Anderm durch Aufheben und Ueberreichen heruntergefallener

Gegenstände zu genügen, daß der Südländer ganz andere Begriffe von Anstand hatte als wir, und stets an seiner angestammten Würde festhielt; ganz besonders aber, wo persönliche Dienstleistungen in Betracht kamen. Einige Male erntete ich kalten Dank; oder man bedeutete mir, daß Pompey oder Tom oder Henry oder Kate ꝛc. ꝛc. das Gewünschte schon verrichten würden, und ich begriff bald, daß ich es in jenem Lande meiner eigenen Stellung schuldig sei, die Umstände wohl zu erwägen, ehe ich mich zu einer persönlichen Dienstleistung herablassen dürfe, ohne mir zu vergeben. Nach Tische verfügten wir uns in die Verandah und wenn wir unsere Pfeifen nicht selbst mitgenommen hatten, so durfte gewöhnlich nur ein Neger, und wenn er auch die hundertfache Entfernung durchlaufen mußte, das Versäumte nachholen, die Pfeifen, so wie den Tabak den in gleichmüthiger Ruhe harrenden Massa's überreichen und eine glimmende Kohle zum Anzünden herbeischaffen.

Uebrigens fand ich in der Folge, daß man nicht überall so strenge an dieser Etiquette festhielt, sondern es für möglich hielt, daß auch ein Weißer, ohne sich zu vergeben, einem andern ähnliche Dienste, wie die angegebenen, erweisen könne. So z. B. bei Mahlzeiten im Freien, so bei Anläßen kirchlicher Feier, politischen Versammlungen oder auf bloßen Vergnügungspartien, wie Fischfang ꝛc. eine außerordentliche Menge von Leuten zusammentrafen, ließen es sich die Herren niemals nehmen, hinter den Damen zu stehen, dieselben persönlich zu bedienen, und aßen gewöhnlich erst, wenn diese ihre Mahlzeit beendigt hatten. Ebenso machten es sich beim Reiten die Herren gewöhnlich zur Pflicht, den Damen beim Aufsteigen selbst behülflich zu sein und sie wieder vom Pferde zu heben, wenn dieß

an einem Orte geschehen mußte, wo sich keine der sogenannten Pferdetreppen befand, auf denen man gemächlich auf Stufen bis zum Steigbügel emporsteigen konnte. Und beim Einsteigen in ein Fuhrwerk, so wie beim Aussteigen lag es stets den Herren ob, den Damen behülflich zu sein; während hier bei uns, so viel ich beobachtet habe, diese Aufgabe eben so oft von Dienern oder Kutschern erfüllt wird.

Daß man sich auch bei andern Verrichtungen von Sklaven bedienen ließ, versteht sich von selbst. Squire Potter ließ sich durch eine Negerin rasiren, welche sich dieses Amtes mit der ihrer Race eigenen Gewandtheit entledigte. Mit der erstaunlichsten Keckheit packte sie in energischer Weise je nach den Umständen Nase oder Kinn ihres Massa, und drehte und zerrte dieselben in allen Richtungen, um dem scharfen Rasirmesser den Weg zu bahnen, und glättete mit „spannendem Effekte" jedes der unzähligen Fältchen in dem alten runzlichten Gesichte, ehe sie ihr Instrument darüber hinweg spazieren ließ. Ihre Manipulationen waren flink und keck, aber höchst sorgfältig und leicht, und wenn die ganze Operation vorbei war, so wurde bei Abwaschung des Gesichtes so sorgfältig verfahren, als ob jede unsanfte Berührung die schwachen Lebensgeister des Alten auslöschen könnte, und nicht mit dem Tuche abgerieben, sondern nur sorgfältig abgetupft. Jüngere Leute, die auf Besuch kamen, hielten es aber nicht unter ihrer Würde, sich selbst zu rasiren, und Squire Potter schien ihnen ungeachtet seiner großen Gastlichkeit die Dienste seiner gewandten Bartschererin nicht anzubieten. Unzweifelhaft hatte er selbst es in jüngeren Jahren ebenfalls nicht verschmäht, dieses Geschäft selbst zu verrichten.

Auch bei Squire Potter hielt es mich nicht lange, denn es drängte mich, bald einmal aus meiner nun wohl an die zwei Monate andauernden Unthätigkeit herauszutreten und einen Wirkungskreis zu finden. Squire Potter und seine Frau riethen mir dringend, mich in Denmark, einem ungefähr fünf englische Meilen entfernten kleinen Dorfe, umzusehen, indem ich daselbst wahrscheinlich Anknüpfungspunkte finden könne. Squire Potter nahm sich die Sache so sehr zu Herzen, daß er selbst mit mir hinritt, mich seinen Bekannten vorstellte und empfahl und das Möglichste leistete, um mich dort zu etabliren. Allein wir hatten keinen Erfolg, was ich durchaus nicht bedauerte, indem Denmark ein elendes kleines Dörfchen war und mir die Leute mit wenigen Ausnahmen so ziemlich aller Bildung ledig, allein mit desto größerm Eigendünkel und einem unerträglichen Grade der nationalen Pompositäet gesegnet zu sein schienen. Man rieth mir nun, nach Brownsville zu gehen, einem Städtchen, das zugleich Amtssitz der Grafschaft war und wo „ein Mann wie ich ohne Zweifel sein Fortkommen finden müsse.“ Ich verabschiedete mich daher von Squire Potter und seiner Gattin und ging nach dem St. Cloud zurück.

Es sei mir bei diesem Punkte vergönnt, der Zeit um vielleicht anderthalb Jahre vorzugreifen, um noch einer Familie zu erwähnen, mit welcher ich theilweise bekannt wurde, und welche den Namen de Graffenried trug. Dieselbe stammte von einem Baron de Graffenried ab, welcher bei der Gründung Neu-Berns in Nord-Carolina eine wichtige Rolle spielte.

Ungefähr ein Jahr, nachdem ich mit Squire Potter und seiner Frau bekannt geworden war, trat ich eine

Stelle als Hauslehrer in der Familie eines Pflanzers an, der vielleicht 40 à 50 Meilen von Squire Potter's Pflanzung in einer Gegend wohnte, in welcher sich lauter Nachkommen von Familien aus Virginien und Nord-Carolina angesiedelt hatten, welche alle auf mehr oder weniger freundschaftlichem Fuße mit einander standen. Zwischen den meisten dieser Familien wurde der Verkehr dadurch noch inniger gemacht, daß sie der presbyterianischen Sekte angehörten und im Gottesdienst ziemlich regelmäßig mit einander zusammentrafen. Diese Kirchenbesuche, oft aus einer Entfernung von zehn bis fünfzehn englischen Meilen, waren gewöhnlich Anlaß zu Einladungen und freundschaftlicher Unterhaltung, und wenn Fremde zugegen waren, wurden sie einigen der Anwesenden vorgestellt. Als ich eines Tages mit einigen Damen der Familie, bei welcher ich wohnte, zur Kirche fuhr, wurde ich nach dem Gottesdienst einer jungen Dame von vielleicht neunzehn bis zwanzig Jahren vorgestellt, deren Namen ich anfangs wegen der englischen Aussprache desselben nicht richtig verstand, und ich war sehr erstaunt, als ich bei Wiederholung desselben endlich den Namen eines alten Berner-Geschlechtes erkannte, das in der Geschichte der Stadt Bern eine bedeutende Rolle spielt. Miß Agnes de Graffenried war aber in Typus, Charakter, Anschauungsweise, Sitten und Gewohnheiten ganz Amerikanerin und wußte nur durch alte Familien-Ueberlieferung, daß ihre Vorfahren Schweizer gewesen waren. Als Berner empfing sie mich mit ungemeiner Artigkeit und legte ein großes Interesse für bernische Zustände an den Tag. Es freute sie ganz besonders, zu vernehmen, daß noch viele Familien ihres Namens in Bern wohnten und daß die meisten derselben den angesehenen Klassen der Gesellschaft

angehörten. Ihr Vater war ein Pflanzer, dessen Vermögen auf ungefähr hunderttausend Dollars geschätzt wurde.

Miß Agnes de Graffenried war von schlanker Gestalt, etwas mehr als mittlerer Größe, blühendem Aussehen und angenehmen Formen. Sie hatte jene Haltung, an welcher man sogleich eine Dame von Charakter, wahrer Bildung und feinen Sitten erkennt. Sie war eine Brunette und hatte eine zarte, aber frische und gesunde Gesichtsfarbe, und feine, angenehme und freundliche Züge. Es lag in der Weise, wie sie zum ersten Male mit mir verkehrte, eine einfache Höflichkeit, die jeder Ziererei und pedantisch kleinlichem Ceremoniell ferne war. In ihrem ganzen Wesen, in Blick, Wort und Geberde trat etwas so Natürliches und zugleich so Edles zu Tage, daß man sogleich die Ueberzeugung gewann, daß hier nicht bloß eine bloß conventionelle, hohle, angelernte Form, eine bloße Gesellschaftsmaske mit angenehmen Zügen zur Schau getragen wurde, sondern daß sich in ihrem ganzen Auftreten eine Seele abspiegelte, die von edelm, gastlichem Wohlwollen und loyaler Gesinung gegen Jedermann erfüllt war.

Miß de Graffenried verheirathete sich einige Monate, nachdem ich sie zuerst gesehen hatte, mit Dr. Greene, einem ausgezeichneten jungen Arzte. Derselbe baute sich ungefährt sieben bis acht Meilen von der Pflanzung, auf welcher ich damals wohnte, mitten im Walde ein einfaches Blockhaus mit zwei Zimmern, das freilich von Außen ein sehr bescheidenes Aussehen hatte, allein im Innern geschmackvoll und behaglich ausgestattet war. In der Nähe seiner Wohnung befanden sich einige Hütten für seine Sklaven, eine Küche, Stallung für seine Pferde, — alles auf bescheidenem Fuße, wie es bei vielen jungen Eheleuten gebräuchlich war, welche an die Wahrscheinlich-

keit glaubten, daß sie noch nicht eine bleibende Wohnstätte gefunden haben. Dr. Greene hatte diese Stelle gewählt, da sie sich ungefähr in der Mitte einer Gegend befand, die meist von reichen Pflanzern angesiedelt war. Jedenfalls war es nicht Mangel an Geldmitteln, der den gebildeten und an gute Gesellschaft gewöhnten Gatten die Gründung eines stattlichen Wohnsitzes verwehrte, denn Dr. Greene besaß eigenes Vermögen, und sein Schwiegervater war, wie wir gesehen haben, ein wohlhabender Mann. Das kleine Blockhaus im Walde beherbergte aber ein glückliches Paar und wurde von Freunden und Bekannten fleißig aufgesucht.

Doch es ist Zeit, wieder zum St. Cloud zurückzukehren, wohin ich von Squire Potter zurückgekehrt war. Ich packte daselbst meine Effekten zusammen und lud sie auf einen Wagen, der unter der Leitung eines schwarzen Fuhrmannes mit einigen Ballen Baumwolle nach Brownsville fuhr. Ich verabschiedete mich von meinen bisherigen Reisegefährten, mit denen ich aus dem Norden gekommen war, und setzte mich auf eine der Baumwollen-Ballen, da ich mir kein anderes Fuhrwerk hatte verschaffen können. Wo aber die Straße einigermaßen trocken war, zog ich es vor, den schlotternden und schnellenden Wagen zu verlassen und zu Fuße zu gehen. So kam ich denn, ohne großes Aufsehen zu erregen, nach Brownsville, wo ich in dem einzigen Gasthause oder „Hotel" abstieg. Da war ich nun und sollte mir „einen Wirkungskreis schaffen." Ich fand an meinem Wirthe einen sehr artigen, freundlichen Mann, der, mit allen Leuten im Städtchen wohl bekannt, mich sehr bereitwillig einigen derselben vorstellte.

Ich wendete mich zuerst an die Prinzipale der beiden Schulen von Brownsville.

Benjamin Coleman, Vorsteher der Knabenschule, empfing mich sehr freundlich. Er war ein Junggeselle von ungefähr dreißig Jahren (nach südlicher Anschauungsweise schon ein alter Junggeselle), machte mir zwar im Anfang den Eindruck eines gutmüthigen Brummbären, erwies sich aber in der Folge als ein Mensch von goldener, unschätzbarer Laune und was noch mehr ist, als ein treuer Freund. Trotzdem aber, daß er ein „alter Junggeselle" genannt wurde, galt er bei allen Müttern von Töchtern als ein (sehr netter, freundlicher, gelehrter und gescheidter) „junger Mann", und sie wunderten sich, daß er noch nicht verheirathet, freuten sich aber für und mit ihren Töchtern, daß er „noch zu haben" sei. Er war ein Orakel, ein Wunder, und Jedermann versicherte mich, daß er gerade der Mann sei, mir über alles Mögliche die beste Auskunft zu geben. Er wohnte noch bei seinem Vater, einem alten Arzte, der sich gutmüthiger Weise Dr. Coleman nennen ließ, obschon er bekannter Maßen nie auf einer Universität studirt, sondern nur einige Jahre bei einem uralten Arzte „Lehrling" gewesen war. Dessen ungeachtet setzte er aber nicht den geringsten Zweifel in seine Fähigkeiten. Er war ein gutherziger, aber höchst eitler und empfindlicher Mann.

Ein Phrenologist, der einmal in Brownsville eine öffentliche Vorstellung gab, untersuchte mit verbundenen Augen die Schädel mehrerer Anwesenden, worunter auch denjenigen unseres Dr. Coleman, und theilte diesem — stets noch wie eine Statue der Gerechtigkeit mit verbundenen Augen — das Resultat seiner Forschung mit.

„Wer Sie auch immer sein mögen," sagte der pfiffige

Phrenologist, — „so sind Sie ein ungewöhnlicher Mann, denn Sie besitzen große Entschlossenheit, Scharfsinn, Festigkeit, Intelligenz, einen hohen Grad von Selbstachtung und angeborner Würde. Ich gratulire Ihnen."

Jeder Südländer mißt sich die eben genannten Eigenschaften bei. Dr. Coleman, dessen Eitelkeit sich unsäglich geschmeichelt fühlte, antwortete dem noch immer mit verbundenen Augen dastehenden Phrenologisten mit schwellendem Bewußtsein:

„Ich gratulire Ihnen. Ich besitze alle die von Ihnen genannten Eigenschaften in hohem Grade. Sie sind ein scharfsinniger Phrenologist und tiefer Menschenkenner. Dr. Coleman sagt es." Bei den letzten Worten nahm er jenem mit feierlicher Geberde die Binde von den Augen. Der Phrenologist antwortete:

„Auf Ehre, ich habe Sie noch nie zuvor gesehen; allein es freut mich innigst, die Bekanntschaft eines Mannes von Ihrem Werthe zu machen."

Dr. Coleman ging an jenem Abend als ein stolzer, glücklicher Mann nach Hause. Diese Scene machte einen unangenehmen Eindruck auf mich, und ich bedauerte, daß der sonst so verständige Mann, der mir durch Gastlichkeit und rücksichtsvolles Benehmen lieb geworden war, sich in dieser Weise von einem vagabundirenden Stümper foppen ließ.

Auf den Rath meines neuen Freundes Ben Coleman machte ich dem Vorsteher des in Brownsville bestehenden Töchtern-Institutes einen Besuch. Dieser, sehr erfreut, einen ächten Schweizer zu finden, übergab mir sogleich eine Classe von jungen Damen im Alter von 15—17 Jahren zum Unterricht in der französischen Sprache. Freilich war ich mir bewußt, daß ich nicht ohne hier und da anzustoßen,

also durchaus nicht fließend französisch sprach. Ich war jedoch mit der Grammatik vertraut, verstand Alles, was ich in französischer Sprache las, konnte auch ziemlich gut und fehlerfrei ins Französische übersetzen und hatte eine gute Aussprache, über die man mir, als ich noch in Bern war, manches Compliment gemacht hatte. Und als ich Mr. Bragg mit entsetzlicher Aussprache und unendlichen Fehlern mich auf Französisch anreden hörte, da schwanden alle Bedenken, die ich gehegt hatte, denn ich wußte nun, daß ich zehnmal bessern französischen Unterricht ertheilen könne, als er, der sich bisher mit demselben befaßt hatte, und daß der Lehrerwechsel für die jungen Damen nur eine große Wohlthat sein könne.

Sobald nun diese Anstellung gesichert war, machte ich mir eine Subskriptionsliste des Inhalts, daß die darin Unterzeichneten sich verpflichteten, einem von mir abzuhaltenden Unterrichtskurse von fünfzehn Stunden in der französischen Sprache beizutreten und mir dafür je fünf Dollars zu bezahlen. Die Stunden sollten beginnen, sobald fünfzehn Unterschriften gesichert waren. Mit dieser Liste ging ich nun in Begleit meines Freundes Ben Coleman, der mich überall vorstellte, von Haus zu Haus. Die Meisten fragten mich, ob ich auch im Töchtern-Institut Stunden gebe? Auf meine bejahende Antwort und die Bestätigung derselben durch Ben wurde dann gewöhnlich — mit einem augenscheinlich sehr angenehmen Privatgedanken, der die Richtung nach dem Töchtern-Institut nehmen mochte — die Liste sofort unterzeichnet, und ich hatte bald fünfzehn Schüler. Die erforderlichen Bücher wurden sofort in genügender Anzahl verschrieben, und ich konnte nun beginnen. Freund Ben, dessen Name auf der Liste obenan stand, stellte mir sein Schullokal zur Ver-

fügung und die „französische Klasse für junge Herren" nahm ihren Anfang. Es war erstaunlich, welchen Eifer dieselben in den ersten Stunden entwickelten. Bald aber wurden sie die Schwierigkeiten gewahr, welche die französische Sprache allen Amerikanern und Engländern durch ihre Aussprache und die Mannigfaltigkeit ihrer Formen bietet. Die Verschiedenheit der Geschlechter des Artikels, der Adjektive, Fürwörter, sowie die Conjugationen, machten ihnen viel zu schaffen. Gleich von der ersten Stunde an gewahrte ich aber die Nichtigkeit der Beweggründe, welche die meisten dieser Fante in meine französische Classe geführt hatte, sowie die gänzliche Abwesenheit klarer Begriffe über das Studium lebender Sprachen.

„Sind die jungen Damen des Instituts schon beim Zeitwort angekommen?" fragte Einer, der in seiner Grammatik herumblätterte.

„Nicht wahr," — fragte ein Anderer — „wir werden mit den jungen Damen ein gemeinschaftliches Examen bestehen müssen?"

„Wann glauben Sie" — drängte ein Dritter — „daß wir mit den jungen Damen einen Conversations-Abend in französischer Sprache halten können?"

„Bedürfen wir mehr als fünfzehn Stunden, um fertig französisch sprechen zu können?"

„Macht Miß .... große Fortschritte im Französischen?" meinte ein verliebt aussehendes Subjekt. „Nicht wahr, sie ist ein wunderschönes Mädchen?" setzte er naiv hinzu.

„Welche von den jungen Damen gefällt Ihnen am besten?"

Mit solchen und hundert ähnlichen Fragen wurde ich fortwährend bestürmt, und ich mochte bitten oder einen bestimmten Ton annehmen — es half Alles nichts.

Ueber all diesem Unfuge kostete es mir übermenschliche Ueberwindung, um nicht zwanzig Mal im Unmuthe den eiteln Gecken meine Grammatik vor die Füße zu schmeißen. Allein die Rücksichten, welche ich den Wenigen schuldig war, die mit wahrem Eifer meinem Vortrage zu folgen schienen, sowie der Gedanke an meine fünfundsiebenzig Dollars, bewogen mich, auszuharren bis ans Ende. Als zehn Stunden vorbei waren, zählte die Classe kaum noch sieben oder acht; bald sank die Zahl auf vier oder fünf, und nur zwei harrten bis zur letzten Stunde aus, unter ihnen mein Freund Ben Coleman. Zwei, ein Advokat und Neffe des ehemaligen Präsidenten Polk, und ein Schneider, waren von Anfang an nicht erschienen. Meine zwei Getreuen zeigten sich im höchsten Grade über die unfleißigen Schüler entrüstet und erklärten, Alle müßten bezahlen, sogar auch die Zwei, welche den Unterricht nie besucht hatten. Es nahm auch übrigens Keiner den geringsten Anstand, mir die vertragsmäßigen fünf Dollars auszubezahlen, mit Ausnahme des Advokaten und des Schneiders, welche gar nie anwesend gewesen waren. Ich hatte anfänglich Lust, die Beiden laufen zu lassen; allein mein Freund Ben, der trotz seiner Gutmüthigkeit so heißblütig war wie alle Südländer, erklärte, ich würde meiner Würde vergeben und in der Achtung der Einwohner von Brownsville sinken, wenn ich ein klares, unbestreitbares Recht ohne Kampf aufgebe. Und wirklich schien mir der Grund, den sowohl Advokat als Schneider angab, ein nichtiger zu sein. Jeder behauptete, er hätte von Anfang nie im Sinne gehabt, den Unterricht zu besuchen, sondern nur durch den Einfluß seines Namens Andere zum Beitritt zu bestimmen gesucht. Allein erstens hieß es auf der Subskriptions-Liste, die Unterzeichner verpflichten sich zum

Besuch der Stunden und zur Bezahlung der fünf Dollars; zweitens hatte ich die mindeste Zahl der Schüler auf fünfzehn festgesetzt, und drittens standen die Namen der Beiden nicht etwa obenan, sondern waren beide unter den letzten, so daß sie mir kaum noch etwas nützen konnten. Ich entschloß mich daher, dem Rathe Ben's zu folgen und belangte den Advokaten und den Schneider gerichtlich um die streitige Summe. Unter großem Zulauf — die Verhandlungen waren öffentlich — und unter Beifallsgeschrei wurden mir meine Forderungen zugesprochen. Der Advokat appellirte, der Schneider aber bezahlte seine fünf Dollars, die ich sogleich dem Advokaten, der in meinem Namen plaidirt hatte, als sein Honorar entrichten mußte. Mit dem appellirenden Advokaten wollte ich aber nicht weitere Unkosten haben und ließ daher meine Forderung fahren. Allein ich versuchte es nicht, in Brownsville noch mehr französische Kurse mit jungen Herren abzuhalten.

Im Damen-Institut hatte ich bessern Erfolg. Freilich hatte ich mit meinen Schülerinnen manchen Strauß zu bestehen, wenn es in ihrer Laune lag, sich mit mir zu unterhalten oder aber Narrenspossen zu treiben, statt sich ganz trocken an ihr Studium zu halten. Es wurde mir um so schwieriger, Stand zu halten, da sie mich nicht selten an einem ziemlich empfindlichen Punkte angriffen. Es „helkte" die jungen Dinger nicht wenig, daß ich ein junger Mann war, nnd sie wußten so gut wie alle Mädchen in der Welt, daß man jungen Männern Herzen und Gefühle zuschreibt — ergo, dachten sie, muß auch dieser junge Mann ein Herz und Gefühle haben. Darauf nun bauten die Schelme manchen Zeitvertreib und mochten sich davon die nämlichen Vorstellungen machen, wie die

Katze von der Maus. Es dünkte sie köstlich, einen jungen Mann in ihrer Mitte zu haben, der ihnen täglich eine Stunde lang „die Sprache der Liebe“ erklärte, wie sie die französische Sprache zu nennen beliebten. Hier und da war eine von ihnen sogar kühn genug, mir z. B. zu sagen: „Bitte, mein Herr, reden Sie doch in der Sprache der Liebe mit mir!“ So lange die Schalkhaftigkeiten meiner Schülerinnen sich auf diesem offenen Terrain bewegten, war es ein Leichtes, ihnen das Gleichgewicht zu halten und eine gelinde, abfertigende Antwort zu ertheilen. Es genügte vielleicht, ihr zu antworten:

„Von Herzen gerne, Miß Joe! Es ist meine ernste Absicht, dieß zu thun, sobald Sie die Sprache verstehen.“

Vielleicht aber mochte sie eine vermeintliche oder wirkliche Ironie im Tone meiner Stimme zur Entgegnung reizen, und sie rief dann halb ärgerlich durch das von allen Seiten entstehende Gekicher oder laut in kurzen, scharfen Explosionen platzende Gelächter mit der reizendsten Naivetät:

„Ich bin kein Kind mehr, daß Sie mich auf diese Weise abfertigen.“

Der Aufruhr wurde zum wahren Sturme, die Inkulpatin wurde ihrer Naivetät bewußt, erröthete, schmollte und lachte endlich mit. Im Süden muß man fein artig gegen junge Damen sein, sogar wenn man in der Stellung eines Lehrers zu ihnen steht. Mit Barschheit oder rauher Autorität kann man solchen unerschrockenen, verwöhnten Kindern nicht im Geringsten imponiren — welcher junge Mann hätte auch das Herz dazu? Wenn man sich aber trotz der reizenden Versuchung, sich mit den lieblichen Wesen ein ganz klein wenig auf dem Felde des Witzes herumzubalgen, dennoch zu fassen und eine ernste, heitere Würde und Gelassenheit zu erringen und dabei

doch etwas von gesellschaftlichem Tone und Courtoisie festzuhalten weiß, dann hat man gewonnen Spiel. Denn im Süden ist Würde eine hochgeschätzte Eigenschaft. War ich also inmitten aller Verlockungen, mich von freundlichen Blicken, schelmischem Lächeln und ähnlichem Mienenspiele hinreißen zu lassen, nach — ich schäme mich nicht, es zu sagen — schwerem Kampfe mit meiner Neigung, endlich doch Herr meiner selbst und der Situation geworden, ohne auch nur momentan die Gewogenheit und Achtung meiner Schülerinnen, und zugleich die Herrschaft über dieselben zu verscherzen; waren endlich Ruhe und Gleichmuth wieder hergestellt, so gelang es mir wirklich in überraschend kurzer Zeit, den intelligenten Köpfchen einige Kenntnisse der französischen Sprache beizubringen. Allein es kostete mich eine äußerst mühevolle und all meinen Scharfsinn in Anspruch nehmende, nothwendiger Weise oft völlig extemporisirte Umarbeitung der trockenen und altmodischen Grammatik von Levizac (der einzigen, die mir zu Gebote stand), um das Interesse rege zu erhalten. Ich hatte schon in den ersten Stunden wahrgenommen, daß ich mich nicht an die in der Grammatik gegebenen Uebungsbeispiele halten durfte, ohne die lebhaften, unruhigen Geister durchaus zu ermüden und fernerm Studium abhold zu machen. Eine gewisse Spannung mußte stets in den Unterrichtsstunden aufrecht erhalten werden, und ich war daher genöthigt, neue Beispiele zu erfinden, dem Gedankenkreise meiner Schülerinnen anzupassen und durch eine beständig gesteigerte Erwartung ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Freilich gelang mir dieß nicht immer nach Wunsch und erforderte oft eine mühevolle Vorbereitung. Allein ich hatte die Genugthuung, daß man sich gegenseitig auf jede französische Stunde zum Voraus freute und beinahe jede Stunde

mit dem Bewußtsein schloß, etwas geleistet zu haben. Freilich mochten nicht alle meine Uebungen, Beispiele und Aufgaben in sehr geistreicher Weise verfaßt sein oder einen ernsten, gravitätischen Sinn, oder gar tiefe Weisheit entfalten; ja bisweilen erregten dieselben große Heiterkeit, oder sogar ein entschiedenes Gelächter. Allein eben durch den lebhaften Eindruck, den dieselben machten, prägten sie sich desto leichter dem Gedächtnisse ein. Ich bin noch jetzt überzeugt, daß ich mit solchen unruhigen Geistern durchaus kein Glück gehabt hätte, wenn ich mich ganz mechanisch an den Text des guten alten Meisters Levizac gehalten hätte. Dabei wären sie entweder sammt und sonders eingeschlafen oder sie hätten in jeder Stunde rebellirt. Die Angriffe, welche sie auf meinen Ernst und auf meine Gelassenheit machten, wenn mein Vortrag ihnen nicht lebhaft oder interessant genug erscheinen mochte, waren nicht selten beinahe überwältigend.

„Ich bin heute so dumm!" fing Eine an; — „es will mir nichts in den Kopf."

„Ach, gütiger Himmel!" — versetzte eine Andere; — „sogar die Sprache der Liebe will Lucy nicht in den Kopf! sie will in ein Kloster gehen."

„Sie kann nicht einmal mehr sagen: je vous aime," — sagte eine Dritte, indem sie mir bei den Worten je vous aime in schelmischer Weise in's Gesicht schaute und dabei die schwarzen Augen halb schloß.

„Und hat doch erst gestern Abend meinem Vetter Johnny — — —" fing eine Vierte an. Sie konnte jedoch nicht vollenden, denn Lucy, welche neben der Sprecherin saß, schloß derselben sofort mit ihrer Hand den frevelhaften Mund.

„Was faselst du, Joe?" schrie sie, faßte sich aber

sogleich wieder. „Glauben Sie ihr nichts, mein Herr," fuhr sie fort, indem sie sich lächelnd zu mir wandte.

Ich stand eine Weile da, ein Bild der Resignation. Ich wußte, daß es am besten sei, drei, vier, ja fünf Minuten zu opfern. Dann nahm ich ein sanftes Lächeln an, in welchem sich „schwer geprüfte Geduld und sanfte Zurechtweisung paarten", klopfte mit dem Bleistift auf mein Pult, wartete zehn Sekunden; klopfte wieder, wartete fünf Sekunden; klopfte zum dritten Male und sagte endlich mit ruhiger Urbanität:

„Nun, meine lieben jungen Damen, ich glaubte, die Conversazione finde erst diesen Abend bei Mrs. Bragg statt; doch wenn Sie es vorziehen, wollen wir dieselbe jetzt abhalten und dann Abends bei Mrs. Bragg die französische Stunde halten; es wird ihr schon recht sein?"

Man wolle sich erinnern, daß der Instituts-Vorsteher Mr. Bragg hieß und daß also hier von seiner Frau die Rede ist. Daß meine Worte nicht ohne Eindruck blieben, kann man sich denken. Die Mädchen lächelten; doch einige meinten, man solle die französische Stunde wirklich auf den Abend verschieben und jetzt die Conversazione abhalten; „sie fühlten sich jetzt alle zu stupid für eine Stunde." Ich gab sofort meine Einwilligung unter der Bedingung, daß nur französisch gesprochen werde — kein Wort englisch; „aber" — setzte ich hinzu — „wenn Sie sich alle so stupid fühlen, so geht der Zweck einer Conversazione doch verloren, denn dazu sollten Sie Alle sehr geistreich aufgelegt sein."

„Ah, Sie nehmen es doch gar zu genau! Bitte, eine Conversazione!" bettelten einige.

„Nun — eine Conversazione; allein unerbittlich in

französischer Sprache. Wie schon gesagt, es darf kein englisches Wort über Ihre Lippen kommen."

„Aber" — wendeten einige ein — „wir dürfen doch fragen, wenn wir Schwierigkeiten haben sollten, uns auszudrücken?"

Ich zuckte die Achseln und verzog den Mund zu einem zweifelnden, halb spöttischen Lächeln.

„Bitte, bitte!" drängten die Mädchen. „Wir wollen in der nächsten Stunde durchaus nicht stupid, sondern ganz fleißig und aufmerksam sein. — Also? — nun?" — und sie machten mir die süßesten Mienen von der Welt. „Eine Conversazione? Bitte, lieber Herr N..., lassen Sie uns eine Conversazione halten!" Und sie lächelten, wiegten ihre Köpfchen schmeichelnd auf die Seite und blinzelten wie Schelme.

„Nun — ich nehme Sie beim Wort, junge Damen. Sapienti sat! Sie verstehen doch Latein?" — war endlich meine Antwort.

„Ja, ja, — dem Weisen genügt ꝛc. ꝛc. Wir danken Ihnen von Herzen; wir wollen weise sein."

Und so hatten wir eine „Conversazione" in französischer Sprache! Aber wie! Nun — im Ganzen ging es noch besser, als ich hätte hoffen dürfen. Sie gaben sich die größte Mühe, sich nur französisch auszudrücken, und obschon sie natürlich vielen Unsinn und viel Unverständliches zu Tage förderten, so trieben sie doch nicht allzu vielen Unfug. Abends sprach man in Mrs. Bragg's Conversazione kaum von etwas Anderm, als von unserer französischen Conversazione in der Schule, und man versuchte sogar, dieselbe fortzusetzen. Ich half, so gut es ging, erklärte aber, es seien so viele nicht französisch treibende Personen zugegen, daß man sich nicht mit dem gehörigen Abandon bewegen könne.

Diese Conversazione's waren ein Beispiel von dem vielen Schwindel, den Mrs. Bragg in's Werk setzte, um dem Publikum Sand in die Augen zu streuen. Früher gab sie nur Abend- oder Thee-Gesellschaften; als aber einer der vielen jungen Herren, welche unter ihrer Aegide die jungen Damen in ihrem Hause besuchten, von einer Tour durch Europa heimgekehrt war, eine Zeit lang der Löwe jener Theegesellschaften wurde und Mrs. Bragg von einigen Conversazione's erzählte, die er in Italien besucht hatte, da gab es fernerhin keine Abend- oder Theegesellschaften mehr in ihrem Hause, sondern nur — Conversazione's. Das war jetzt Mode.

Ohne es zu ahnen, hatte ich mit meiner improvisirten französischen Conversazione en classe bedeutende Sensation gemacht. Die jungen Herren, welche Mitglieder meiner französischen Classe gewesen waren, wollten nun, daß ich noch einen Curs für Herren abhalten und ganz besonders mit ihnen „auf Conversaziones hinarbeiten" solle, damit sie mit den jungen Damen französisch liebäugeln könnten. Ich aber hatte meine Pappenheimer kennen gelernt und wollte nichts mehr mit ihnen zu thun haben.

In Wahrheit muß ich aber sagen, daß meine Classe im Mädchen-Institut im Ganzen genommen trotz aller Schelmerei doch recht fleißig war, so fleißig nämlich, als Südländerinnen sein können, und nicht unerhebliche Fortschritte machte. Es war in vielen Hinsichten die angenehmste und interessanteste Classe, die ich je zu unterrichten hatte, und es fanden sich in derselben verhältnißmäßig viele von recht eigentlich interessantem Charakter, durchschnittlich edlem gesellschaftlichem Anstande und feinem Tone, — meist Töchter von Pflanzern, die in dem angenehmen, mühelosen und träumerischen Leben einer Pflan-

zung aufgewachsen waren, wo sie als Sprößlinge reicher und meist alter Familien ein gewisses Selbstgefühl, und im Umgange mit Ihresgleichen und in täglicher Ausübung der Gastfreundschaft jene eleganten, und doch so edeln und natürlichen Umgangsformen sich aneigneten, für welche der Süden mit Recht berühmt ist. Daß nationales Feuer und Jugendfülle jenen Eigenschaften noch einen besondern Reiz verliehen, bisweilen aber dieselben sogar in etwas verzerrter Gestalt erscheinen ließen, ist leicht begreiflich.

Es möge mir hier gestattet sein, einige meiner Schülerinnen, und zwar solche aus meiner französischen Classe, welche sich mir besonders bemerkbar machten, dem Leser flüchtig vorzustellen.

Emma, die ältere Tochter des Mr. Bragg, eine nicht sehr große, aber wohlgewachsene und entwickelte, beinahe etwas gedrungene Brunette mit einfachen, aber hübschen und ansprechenden Gesichtszügen, war mit Recht ein Liebling aller ihrer Freundinnen und — der jungen Herren. Von offenem, biederem Charakter, gab sie sich, gerade wie sie war. Schon ihre helle, volle, reine Stimme erweckte Vertrauen, und wenn sie lachte, so wußte man, daß es ihr von Herzen kam. Ungekünstelt und natürlich, lebenslustig und froh, schaute sie Jedem, der ihr offen entgegentrat, unerschrocken, und dennoch bescheiden, in's Auge. Allein bei aller ihrer Lebhaftigkeit überschritt sie nie die Schranken des Anstandes, alles Gemeine war ihr in der Seele zuwider — sie war eine durchaus edle Natur. Albernheiten von Seiten der jungen Herren erwiederte sie mit ungeheuchelter Verachtung und nahm gegenüber frivolem Geschwätz eine kalte, schneidende Zurückhaltung an, die nicht leicht einer zu durchbrechen versuchte. Mit An-

lagen zu Witz ausgestattet, mit einem gesunden Verstande und freundlicher Gesinnung, war sie eine angenehme Gesellschafterin und suchte nach Kräften die Pflichten der Gastfreundschaft zu erfüllen, wenn bei ihrem Vater, oder richtiger gesagt, bei ihrer Mutter, Gesellschaft versammelt war, was überhaupt sehr oft vorkam: eigentlich jeden Abend, denn die jungen Herren fanden sich fleißig ein, um „die Mädchen zu sehen." Freilich geschah dieß meistens unter den Auspizien der Mrs. Bragg, die durch ihre Gegenwart solche Besuche nicht nur in den Schranken gesellschaftlichen Anstandes hielt, sondern auch sanktionirte. Schon in den ersten Tagen, nachdem ich mit der Familie Bragg bekannt worden war, konnte ich an den häufigen, etwas verrätherischen Fragen junger Leute: „Wie gefällt Ihnen Miß Emma?" — deutlich erkennen, daß sie in der jungen Welt von Brownsville eine wichtige Stelle einnehme. Einige — nicht wenige — behaupteten, sie sei mit dem jungen Dr. Randolph verlobt. Jedermann konnte freilich sehen, daß er ihr große Aufmerksamkeit schenkte, und daß sie ihn mit einem ganz eigenen Wesen behandelte, nicht wie die andern jungen Männer. Ich konnte aber nie etwas Anderes darin sehen als die natürliche Befangenheit eines wenn auch sonst noch so unbefangenen Mädchens gegenüber einem Manne, den alle Welt als ihren Liebhaber bezeichnet, während sie selbst am besten weiß, wie gleichgültig er ihr ist, aber fühlt, daß die Augen aller Welt auf jeden ihrer Blicke gerichtet sind, und daß jedes ihrer Worte gierig aufgeschnappt wird, um daraus des jungen Mannes Verhältniß zu ihr abzumessen.

Ein Zug, den sie von ihrem Vater hatte, nahm Jeden sogleich zu ihren Gunsten ein. Wenn man sich in freund-

licher Weise mit ihr unterhielt, so hatte sie stets ein herzliches Lächeln auf den Lippen, das, wenn sie etwas Angenehmes oder Verbindliches zu sagen hatte, sich bis zu einem wahrhaft bezaubernden Ausdrucke steigerte. In Allem aber, was sie that und sagte, in allen ihren Bewegungen, zeigte sich ein Anflug, ein Hauch, von eigentlich aristokratischem, ja edelm und wahrhaft vornehmem Wesen, das jedoch Niemanden verletzen konnte. Diesen Zug fand ich in mehr oder weniger auffallendem Grade beinahe bei allen Frauen von Bildung im Süden.

Als Schülerin war sie intelligent, fleißig und sogar begeistert für ihre Studien, einer hohen Aufgabe bewußt; und obschon sie hie und da gerne von der gerade zu behandelnden Frage abschweifte und in ihren Antworten und sonstigen Bemerkungen sogar schelmisch sein konnte, ließ sie sich nie zu widerspenstigem oder gar ausgelassenem Benehmen hinreißen und verletzte bei all ihrer Lebhaftigkeit nie die Gefühle ihrer Lehrer. Ich erinnere mich nicht, daß ich je Anlaß gehabt hätte, unzufrieden oder erzürnt über sie zu sein.

Ihre jüngere Schwester Aurelia — ach! was soll ich von dir berichten, du Erz-Wildfang! Ein wunderbarer Kobold, der den Vater oft erzürnte. Ich selbst hatte oft Ursache genug, sie zu verabscheuen, wenn sie einen ihrer tollen Streiche spielte, Unsinn schwatzte, unachtsam war, oder was häufig vorkam, ihre Lektionen nicht wußte und ihre Arbeiten in unordentlicher, bedenklicher Weise hinsudelte. Ein wirrer, rabenschwarzer Lockenkopf von vierzehn Jahren mit Augen, die unstät und leichtsinnig in der Welt herumschweiften und überall herumspähten, ob sich nicht irgendwo ein muthwilliger Streich verüben lasse. Und fand sich kein Ziel, an welchem sich ihr Uebermuth

auslassen konnte, so brach sie dennoch ohne weitern scheinbaren Anlaß plötzlich in lautes Gelächter aus — wie sie sagte, um sich ihres Lebens zu freuen. Fragte ich sie, warum sie denn mitten in der Stunde ohne Anlaß laut werde und die Uebungen unterbreche, so antwortete sie mit der kecksten Miene von der Welt:

„Nun, Mr. N., lachen Sie denn nicht selbst auch gerne?"

Darauf kicherten einige; andere aber machten ernsthafte Gesichter und gaben Zeichen der Entrüstung zu erkennen, und Emma ermahnte die muthwillige Schwester mit strengem Blicke:

„Schon wieder, Aurelia? schäme dich!" Aurelia antwortete mit Hohn, und wenn ich ihr doch trotz aller im Süden gegen Schulmädchen üblichen Galanterie drohte, sie wegen ihres unanständigen Benehmens bei ihrem Vater, dem Vorsteher, zu verklagen, so trotzte sie, warf mir ein herausforderndes: „Wagen Sie es!" hin, dunkelrothe Wolken stiegen in ihrem Gesichte auf, und ihre Augen sprühten vor Zorn, als ob tausend Donnerwetter nachfolgen sollten. Statt der Donnerwetter kam aber — ich möchte beinahe sagen Sonnenschein und Blüthenduft zum Vorschein, wenn ich mit aufgehobenem Finger sagte; „Es thut mir leid, Aurelia, allein es wird dennoch geschehen." Mitten aus ihrem zornglühenden Gesichte fing sie an zu lächeln und sagte halb freundlich halb spöttisch: „Sie haben mich noch nicht verklagt," und legte sich endlich mit halb siegesbewußtem, schalkhaftem Lächeln und süßer Miene aufs Bitten. Ich konnte aber bald sehen, daß sie nur ihr Gespötte mit mir trieb. Ich ersuchte sie mit Gelassenheit, sich zu entfernen, da sie nur Störung verursache, allein sie erklärte entschieden: „Ich gehe nicht!"

„Auch gut!“ erwiederte ich und setzte die Uebungen mit den Uebrigen fort, bis die Stunde vorbei war. Dann theilte ich ihrem Vater die Scene mit und ersuchte ihn um Abhülfe. Dieser kam am nächsten Morgen in die französische Stunde und forderte sie auf, mir Abbitte zu thun. Als sie dieß verweigerte, nahm er sie ziemlich unsanft beim Arme, schüttelte sie derb, verbot ihr, während einer Woche meine Stunden zu besuchen, und führte sie, als sie nicht freiwillig gehen wollte, mit Gewalt zum Zimmer hinaus. So hatte ich manchen Strauß mit Aurelia zu bestehen. Trotz alledem haßte sie mich nicht, sondern war in Gesellschaft stets sehr artig gegen mich. Eine unbändige Lust zum Muthwillen trieb sie beständig dazu an, ohne Rücksicht auf die Gefühle oder Launen Anderer ihren Muthwillen an ihnen auszuüben. Selbstverständlich machte sie nicht die geringsten Fortschritte in ihren Studien. Sie war ein Kind der Laune und augenblicklicher Regungen.

Vielleicht zwei Jahre später traf ich sie einmal in einem andern Theile des Staates, wo sie bei einem Verwandten auf Besuch war, zufälliger Weise mit einer Freundin in der Nähe eines Hauses auf der Landstraße spazierend. Zu meinem größten Erstaunen eilte sie schon von weitem auf mich zu, ergriff meine beiden Hände und küßte mich, der ich mich solcher Demonstrationen am allerwenigsten von ihr versah, da sie mich durch ihre Unarten so oft zu strengen Maßregeln genöthigt hatte. Allein so war Aurelia Bragg.

Cornelia Andrews, sechszehn Jahre alt, eine vollkommene Dame. Classisch reine, schöne und regelmäßige Züge, ein bischen Stolz (gerade genug für eine Südländerin und doch nicht zu viel), gemessene, ruhige, bei-

nahe matronenhafte Würde, die, so wie auch ihr edles Gesicht, mich oft unwillkührlich an ihre Namens-Verwandtin Cornelia, Mutter der Gracchen, erinnerte. Es ist etwas wie Hoheit in ihrem Wesen, und ihre bisweilen ganz bezaubernde Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit wird nicht selten beinahe zur leutseligen Herablassung. Blendend weiße Haut, tadelloses Ebenmaß der Glieder. Sie scheint zum Gebieten wie geboren und nimmt die Weisungen ihres Lehrers mit einer Grandeur hin, als ob sie ihm eine Gnade erweise — nein, als ob wir allesammt fürstliche Personen wären. Ihr Lachen ist selten laut, sondern meist nur ein ruhiges Lächeln; doch scheint sie sich gerne fröhlichem Gespräche hinzugeben und läßt sich unter aufregenden Umständen sogar bisweilen zu gelinden Schalkhaftigkeiten herab. Ich fühle mich oft versucht, ihren anscheinenden Stolz und ihre Hoheit als — bloße Indolenz zu erklären, kann aber doch nie vollends zu diesem Schlusse gelangen. Jedenfalls aber fehlt ihr ein bedeutender Grad von Indolenz nicht, und sie weiß das dolce far niente mit ächt südlicher Auffassung zu würdigen. Dennoch ist ihr Fleiß untadelhaft, und ihre Leistungen stehen mit dem oft indolenten air in starkem Widerspruch. Sie bleibt mir stets in freundlichem Andenken, da ich nie Schwierigkeiten mit ihr hatte und sie stets auf eine rebellische Cousine, welcher ich sofort einige Aufmerksamkeit widmen will, einen guten Einfluß auszuüben suchte.

Lucy Andrews, der Vorigen Cousine, siebzehn Jahre alt, schlank, blaß, mit grau-grünen Augen und Zügen, die man hätte beinahe hübsch nennen können, wenn nicht oft ihre angeborne Bosheit darin deutlich erkennbar gewesen wäre. Sie war geschmeidig, lebhaft, boshaft, listig,

muthwillig, widerspenstig, herausfordernd, ja bisweilen frech und gemein, unehrerbietig, kümmerte sich keinen Pappenstiel um Höflichkeit oder Anstand — ganz das Gegentheil von Cornelia. Sie legte eine grundsätzliche Verachtung aller Grundsätze an den Tag, schien keine Verpflichtungen anzuerkennen, war cynisch und rücksichtslos, falsch und intrigant, kurz — wie sie von ihren Mitschülerinnen betitelt wurde, ein Dämon, ein eingefleischter Teufel. Sie hatte ausgezeichnete Talente, machte aber selten ihre schriftlichen Aufgaben; wenn sie dieselben aber machte, so waren sie untadelhaft. Ihre Antworten waren frech; oft antwortete sie mit Fleiß ganz verkehrt; denn wenn die in der Reihe nach ihr folgende Schülerin die nämliche Frage, die ich schon ohne Erfolg an sie (Lucy) gestellt hatte, nicht beantworten konnte, so schalt sie dieselbe einen Dummkopf, eine Gans und antwortete für sie in der treffendsten Weise. Man sah, daß sie es recht eigentlich darauf anlegte, alle Ordnung zu stören. Seltener Weise setzte sie mich durch einen ganz unnatürlichen Anfall von Gutmüthigkeit in Erstaunen. Ich fand aber, daß dieß nur darauf berechnet war, mich hinter's Licht zu führen. Ich konnte nie begreifen, warum Mr. Bragg den Störefried nicht aus der Schule entfernte.

Josephine Lowell, kurzweg Joe (Abkürzung von Josephine) genannt, fünfzehn Jahre alt, ein hübsch gewachsenes Mädchen, brünett, mit vollem, aber interessantem Gesichte und blühender Farbe. Obschon von Natur fröhlich, herzlich und offen, schien sie doch oft von einem gewissen Mißmuthe gedämpft, der sich bisweilen zur Traurigkeit steigerte. Der Grund davon lag — wie mir einmal Mrs. Bragg mittheilte — in dem Bewußtsein ihrer Armuth. Ihre Eltern waren früh gestorben, und sie wurde von Verwandten erzogen, von denen sie

nichts zu erwarten hatte. Die meisten ihrer Freundinnen waren aus wohlhabenden Familien und konnten erwarten, sich gut zu verheirathen. Man wollte sogar behaupten, sie liebe einen Pflanzerssohn, der sie zu heirathen beabsichtigt habe, sich aber durch Familien-Rücksichten habe bestimmen lassen, ihr zu entsagen und eine reiche Frau zu nehmen. Ihr Mißmuth machte sich bisweilen in sehr unangenehmer Weise Luft, und obschon sie in freien Augenblicken, wo sie vergessen und sich ihrem Naturell überlassen konnte, recht eigentlich liebenswürdig war, so wurde sie doch häufig unter dem Einflusse peinlicher Gedanken, welcher Natur dieselben auch sein mochten, unartig und unausstehlich. Oft verbarg sie ihre Mißstimmung unter einem scheinbar stolzen Benehmen, aus welchem dieselbe aber doch als eigentlicher Grundton hervorklang. Nach vielleicht zwei Jahren hörte ich einmal in Gesellschaft, daß sie „aus Verzweiflung" einen alten Junggesellen in Texas geheirathet habe.

Ann Clarke, fünfzehn Jahre alt, ein kleines, sehr brünettes, gar nicht hübsches, aber intelligentes, lebhaftes und fröhliches Mädchen, das aber bisweilen etwas eigensinnig war. Sie war eine meiner besten Schülerinnen, schien große Achtung vor mir zu haben und „beehrte" mich mit ganz besonderer Rücksicht und Aufmerksamkeit. Sie mußte ihre gute Meinung von mir auch ihrem Vater mitgetheilt und beigebracht haben, denn dieser, ein stattlicher, freundlicher, aber stolzer Mann, suchte mich eines Tages im Gasthaus auf, wo ich noch wohnte, und stellte sich mir in verbindlicher, aber pompöser Weise als den Vater seiner Tochter Ann Clarke vor, die ihm sehr viel Vortheilhaftes von mir berichtet habe. „Leute von meiner Bildung und meinen Kenntnissen, meinte er, müßten im

ganzen Lande bekannt werden und ihr Licht bei allen Leuten leuchten lassen. Er lade mich daher dringend ein, nächsten Samstag Morgen mit ihm und seiner Tochter auf seine Pflanzung zu kommen." Es fruchtete durchaus nichts, daß ich seine vielen Lobeserhebungen ablehnte. „Ihre Bescheidenheit" — sagte er — „macht Ihre Verdienste nur um so größer." Ich mußte mich zufrieden geben und die ganze ungeahnte Last meiner Verdienste auf meine Schultern laden. Der Samstag kam. Als ich aber meine besten Stiefel anzog, platzte der eine, und ich machte erst dann die Entdeckung, daß das mir von dem Kaufmanne, bei welchem ich sie gekauft hatte, als beste Qualität angerühmte Kalbfell, aus welchem sie gemacht sein sollten, auf einer Ziege gewachsen sein mußte. Was war zu machen? Meinem andern Paare war kaum eine Woche vorher Aehnliches widerfahren. In diesem Zustande konnte ich nicht auf Besuch gehen und meine Verdienste vor wer weiß wie vielen Basen und Vettern zur Schau tragen, die auf der Pflanzung versammelt sein mochten, um das Wunder der Gelehrsamkeit (!) anzustaunen, einen ächten Sohn der Schweiz, die sonst nur Hirten, und in neuerer Zeit Söldner erzeuge. Mitten unter meinen Betrachtungen kam Hiram der Mulatte, um mir in seiner unterdrückten Weise gehorsamst zu melden, daß Massa Squire Clarke mit zwei Pferden unten sei. Ich stürzte hinaus, der alte Pflanzer schnappte sogleich nach mir, drückte mir die Hand beinahe zu Brei und begrüßte mich in seiner pompösen, aber doch herzlichen Weise.

„Sind Sie bereit?" — fragte er. Ohne mir aber Zeit zur Antwort zu lassen, fuhr er fort: „Da sind zwei Pferde, das meinige und das meiner Tochter. Sie besteigen das letztere und sind so gut, meine Tochter hinter

sich auf's Pferd zu nehmen. Wir werden sie bei Mr. Bragg's Haus finden. Sie können doch reiten?"

Für Ballast wäre wenigstens gesorgt gewesen — es war aber irgendwo ein Leck. Der Leser kennt bereits meine Schwierigkeiten. Ich stammelte einige Worte von „unvorhergesehenen Hindernissen", versicherte, daß ich am nächsten Samstag mit dem lebhaftesten Vergnügen kommen werde, daß es mir aber heute rein unmöglich sei, mit Anstand zu erscheinen. Es war mir unmöglich, das Geständniß heraus zu würgen, daß meine Stiefel geplatzt seien; es war gar zu lächerlich. Freilich war dieß damals sehr albern von mir, ich habe es längst eingesehen. Squire Clarke würde gelacht und darauf bestanden haben, ich solle geplatzt oder ungeplatzt gehen. Nach meiner Erklärung aber nahm er eine höchst ernsthafte, sogar beleidigte Miene an, verbeugte sich mit stolzer Grandezza, bestieg sein Pferd und ritt davon. Ich sah ihn bei Mr. Bragg's Haus absteigen, seine Tochter auf ihr von einem ebenfalls berittenen Neger nachgeführtes Pferd heben und wegreiten.

Ich habe schon viele Damen im Süden auf Männersätteln reiten sehen; der linke Steigbügel wird kürzer gemacht, der rechte über den Hals des Pferdes geworfen, die Dame steigt auf, legt das rechte Bein um den großen Sattelknopf und sitzt so fest und anmuthig als auf dem elegantesten Damensattel.

Der nächste Samstag kam — allein mein alter Squire Clarke kam nicht. Er würdigte mich fernerhin keines Blickes mehr. Ich versuchte ihn einmal bei einer zufälligen Begegnung anzuhalten, um ihm die Sache zu erklären; allein er ging mir stumm aus dem Wege. Es war mir dieß für die Zukunft eine heilsame Lehre, die ich nicht

unbenutzt ließ. Mauvaise honte ist in Amerika nicht am Platze.

Calista Clarke, eine Cousine der Vorigen, kaum 14 Jahre alt, ein kleines, nettes Persönchen mit blonden Haaren und hellblauen Augen, — eine große Seltenheit im Süden. Sie wurde daher auch von jungen Männern sehr bewundert und diejenigen unter ihnen, die etwas griechisch konnten, schlugen im Wörterbuche nach, um sich zu vergewissern, ob Calista auch wirklich „die Schönste" heiße. Die Antwort des Orakels fiel zu Gunsten des Backfisches aus, und ihr Ruf war besiegelt. Sie galt fortan bei den jungen Seladons als ein Muster von körperlicher und geistiger Schönheit, von welcher freilich noch ein Theil im Keime liegen möge, denn besagte Calista war nach dem südlichen Maßstabe körperlicher Entwicklung und Reife noch etwas zurück. Dieser Umstand machte aber Calista nur um so interessanter, und die jugendlichen dandies von Brownsville beobachteten bei jeder Gelegenheit mit Ungeduld die Entwicklung ihrer körperlichen und geistigen Schönheit. Sie war ein „interessantes Kind." Viel goldbordirtes superfeinstes Duodezpapier wurde mit gereimtem und ungereimtem Zeuge bekleckst, um die „kindliche Seele" zu feiern. Man muß aber auch sagen, daß eigentlich kindliche Seelen im Süden — ja in ganz Amerika eine seltene Waare sind, da die Knaben und Mädchen vom zartesten Alter an von Liebe und Heirathen sprechen. Von Allen der rasendste war aber ein junger Geck, von welchem ich seiner Zeit in „Meine schwarzen Bekannten" (B.-T. 1867) Erwähnung gethan habe, worüber sich zu trösten ich ihm selbst überlassen will. Bei jeder Gelegenheit fragte er mich, wie sich das angebetete Kind befinde, war oft tief entrüstet über den Mangel an An-

erkennung ihrer Vorzüge, den er bei mir entdecken wollte, und ärgerte sich, ja er fühlte sich beleidigt, daß ich Miß Calista nicht ebenfalls vergöttern wollte. Die gute Calista war zwar freilich ein ganz artiges Kind, wurde aber unter der Wucht der Abgötterei, die man mit ihr trieb, eitel und altklug. Stolz war sie schon von Hause aus, wie die meisten Uebrigen, thaute aber bei Artigkeiten und Schmeicheleien schnell auf.

Fanny Wharton, ein großes, schlank und elegant gewachsenes Mädchen von 16 Jahren, mit braunem Haarwuchs, sogenannten „Hasel-Augen", blühender, gesunder Gesichtsfarbe, gewinnenden, edeln, ausgeprägten Zügen, feinen Manieren und ganz aristokratischem Anstand und Haltung. Ihre Liebenswürdigkeit im Umgange war in Brownsville sprichwörtlich geworden, und Fanny selbst galt daselbst als das Muster einer gebildeten jungen Dame. Es war nichts Eckiges, nichts Geziertes oder Gekünsteltes in ihrem Benehmen; alle ihre Bewegungen, Aeußerungen und anderen Kundgebungen waren natürlich, lebhaft, spontan, ja sogar impulsiv und feurig, aber stets anmuthig und wohlgefällig. Von Natur geistig hochbegabt, war sie eine Zierde sowohl der Schule als der Gesellschaft, und Mrs. Bragg liebte es, sie neben ihrer ältern Tochter Emma als Repräsentantin im Salon zu haben. Sie war auch eine von denen, welche Geist und Leben in ihre Mitschülerinnen zu bringen verstanden, und war nichts weniger als eine Pedantin. Geistreich und witzig, liebte sie freie Besprechungen über Unterrichtsgegenstände, und ich nehme keinen Anstand, zu gestehen, daß sie wohl mehr als ein Mal mich durch liebenswürdiges Benehmen und scharfsinnige Bemerkungen veranlaßte, länger als gewöhnlich bei einem ansprechenden Gegenstande zu verweilen oder sogar

auf kurze Zeit von dem Unterrichtsgegenstande abzuschweifen. Bei ihren hervorragenden Eigenschaften konnte es aber auch nicht fehlen, daß sie hier und da bei andern weniger brillant begabten und weniger bemerkten Genossinnen Neid und Eifersucht erregte. Manche warfen ihr Ziererei, Affektation, Stolz u. drgl. vor, wovon ich freilich nichts bemerkte. Indessen glaubte man, daß ein junger Pflanzer, der Fanny eine Zeit lang den Hof machte, sich nur in Folge einer tief angelegten, schmachvollen Intrigue von ihr zurückgezogen habe. Es verlautete übrigens später, daß Fanny, welche die Intrigue durchschaut haben müsse, ihrem Anbeter selbst den Abschied gegeben habe, als sie sah, mit welcher Leichtigkeit er gehässigen Einflüsterungen Gehör gab. Als Anstifterin der Intrigue nannte man Lucy Andrews, welche die ganze Geschichte zuerst der Emma Bragg in die Schuhe zu schieben versucht habe.

Maria Allsop, eine schwarzgelockte, schwarzäugige, lachende, sprudelnde, lebensfrohe Brunette von kaum vierzehn Jahren. Ein Naturkind mit all dem wilden Reize, den eine feurige Phantasie, körperliche Schönheit und ein südliches Klima verleihen können. Sie kümmerte sich wenig um gesellschaftliche Formen, brach durch alle Regeln des conventionellen Anstandes, ohne je gemein oder unanständig zu werden. Sie war von allen ihren Genossinnen geliebt. Sie schnappte artige französische Redensarten auf und warf mir dieselben bei gewissen Gelegenheiten, die ihnen einen besondern, schalkhaften Sinn verliehen, mit schelmischer Miene so zu sagen in's Gesicht — alles in der freundlichsten Absicht. Dieß war so eine ihrer Weisen, Jemand ihre freundschaftliche Gesinnung zu bezeugen.

Sie war, von ihren Gespielinnen einstimmig erwählt, die lieblichste Königin eines Maienfestes, die ich je gesehen

habe; ihre ganze Erscheinung war dazu wie geschaffen. Thränen stillen Glückes perlten über ihre Wangen herab, als sie, auf ihren Knieen liegend, die aus Blumen und Epheu gewundene Krone sich auf's Haupt setzen ließ. Und wie ein Wesen aus der Feenwelt, wie eine Titania, empfing sie die Huldigungen und Beglückwünschungen aller Anwesenden, in ihrem Blumenthrone sitzend, der auf einer mit Laub bekränzten erhöhten Bühne inmitten einer Wiese stand. Ihr ganzes Wesen, ihre ganze Erscheinung, war für diese Rolle wie gemacht, und sie lebte sich mit vollendeter Wahrheit und Begeisterung in ihre Aufgabe hinein.

Maria A. verheirathete sich mit 16 Jahren nach einem höchst romantischen, einer jugendlichen Phantasie entsprechenden Brautstande. Es war im eigentlichen Sinne des Wortes eine Verbindung der Liebe, und kein Mißton trübte das Glück der jungen Leute. Beide gehörten reichen und wohlhabenden Familien an, hatten keinerlei Widerstand zu bekämpfen, Vettern, Basen, Freunde und Bekannte wünschten ihnen von Herzen Glück, und es war allgemeiner Jubel und „ewige Freude" darüber. Es soll bei der Hochzeit hoch hergegangen und sämmtliche Familien der Umgegend weit und breit zugegen gewesen sein. Besonders aber soll sich die Jugend beiderlei Geschlechts durch Lebhaftigkeit, Anmuth und poetische Stimmung ausgezeichnet und die äußersten Grenzen der Fröhlichkeit erreicht haben. Die Wahrheit zu gestehen, hatte mich Maria, während sie noch meine Schülerin war, in freundlicher und ernsthafter Weise zu ihrer Hochzeit eingeladen, wenn sie sich einmal verheirathen würde, welches Letztere sie als das Gewisseste annahm, und ich mußte ihr auf Ehre versprechen, als Gast zu erscheinen. Und ich wäre ohne Zweifel gegangen, wenn auch die Einladung damals nur

von einem vierzehnjährigen Mädchen ausgegangen war. In den Südstaaten betrachtet man solche Dinge eben anders als in Bern. Zu meinem Leidwesen erreichte mich aber die Kunde von ihrer Verheirathung zu spät. Man proklamirt dort die Verlobungen nicht Monate lang zum Voraus offiziell und schriftlich, sondern hält sie möglichst geheim, theilt sie vielleicht mündlich einigen sehr privilegirten Freundinnen oder Freunden mit und schickt die Einladungen nur einige Tage vor der Hochzeit ab. Die ganze Nachbarschaft wird in Bausch und Bogen eingeladen, und wer sich in einiger Ferne befindet, wie ich damals, vernimmt vielleicht nichts. So war es wenigstens damals in Tennessee. Ich erinnere mich stets noch, wie herzlich ich bedauerte, die Kunde nicht frühe genug erhalten zu haben, denn ich hatte mir immer vorgestellt, daß die Hochzeit dieses reizenden Naturkindes in höchst poetischer Weise sich abwickeln müsse.

Lavinia Cornhill, fünfzehn Jahre alt. Ein nicht sehr groß gewachsenes, aber wohlbeleibtes, übrigens wohlgebildetes brunettes Mädchen von regelmäßigen Zügen, welche von Vielen schön und edel genannt wurden. Ich konnte diesem Urtheile nie beistimmen, da sie mir immer etwas fade erschien. Sie galt bei alten Basen und Weisheitsschachteln als ein kluges, gebildetes und intelligentes Mädchen. Diesem stimmten auch einige methodistische Geistliche bei — sie war die Tochter eines der einflußreichsten methodistischen Geistlichen — so wie einige junge Männer, welche allen Campmeetings nachliefen. Besonders von solchen wurde sie als ein Wunder der Weisheit gepriesen. Mir selbst erschien sie aber stets nur als eine Weisheitsschachtel und religiöse Schwärmerin, die sich auf

ihre Frömmigkeit nicht wenig zu gute that, an allen Campmeetings schrie, als ob sie am Spieße stäcke, sich ins höchste Stadium der Verzückung arbeitete, tanzte, hüpfte, Luftsprünge machte und sich am Boden wälzte, bis Niemand mehr hinzublicken wagte, als die methodistischen Geistlichen. Der Leser glaube ja nicht, daß ich gegen die Methodisten oder irgend eine Sekte ein Vorurtheil hege; im Gegentheil, ich besaß unter sehr eifrigen Methodisten liebe und schätzbare Freunde, die aber, wie ich, den tollen Unfug, der oft bei sogenannten Erweckungsfesten getrieben wird und bei Vielen als sehr verdienstlich gilt, von Herzen verabscheuten.

In der Schule war Lavinia freilich ein fleißiges und exemplarisches Mädchen, allein in ihrem Urtheile über ihre Genossinnen strenge und beinahe hämisch, ja sogar etwas pharisäisch. Auf mir selbst hielt sie — ich muß es gestehen — nicht viel, weil ich mich keiner der in Brownsville bestehenden religiösen Sekten und ganz besonders nicht der methodistischen Sekte anschließen wollte; weil ich rauchte, viel in Gesellschaft ging und ihr daher als ein leichtsinniger Mann erscheinen mochte, der am Ende noch europäisches Unkraut unter den Weizen der Gerechten in Brownsville zu säen im Stande sei.

Ann Ligan, sechszehn Jahre alt. Eine hohe, edle herrliche Gestalt, schön, lebensfroh, liebenswürdig, hochherzig, eine unerschrockene, ja wilde Reiterin, die wie eine Königin zu Pferde saß. Aber ach! sie ritt zu unbändige Thiere, stürzte einmal mit ihrem Pferde und trug so schwere Verletzungen davon, daß sie in Folge dessen nach schweren Leiden starb. Sie wurde allgemein betrauert. Sie gab ein aus tiefster Seele kommendes Bedürfniß und Streben nach wahrer Bildung zu erkennen, nicht um damit

zu glänzen und zu herrschen, sondern um ihrem edeln Sinne, ihrem heiligen Drange, auch auf Andere veredelnd zu wirken und ihre Umgebungen glücklich zu machen, sowie dem Bewußtsein ihrer Bestimmung zu genügen. Sie war — wenn ich mich so ausdrücken darf, in einer beständigen Gährung jugendlicher Begeisterung für alles Schöne und Gute.

Lucy Purnell, fünfzehn Jahre alt. Von nicht großer, aber anmuthiger und wohlgebildeter Gestalt, regelmäßigen, zwar nicht auffallend schönen, aber lieblichen und interessanten Zügen, etwas blasser Gesichtsfarbe, einem milden, sanften und gütigen Ausdrucke, hatte sie große, tiefdunkelblaue Augen und rabenschwarzes, in kurzen, natürlichen Wellen fließendes Haar von üppigstem Wuchse — eine seltene Combination, die ihr etwas Sinniges, Schwärmerisches verlieh. Ein zartes Roth belebte ihre Wangen, — sonst hätte man sie für eine Marmorstatue halten können. Und in der That hatte sie etwas Ruhiges, das beinahe an Indolenz grenzte und nur selten einer lebhaftern Erregung wich. Auch schien sie nicht großen Fleiß auf ihre Studien zu verwenden. Wenigstens meinte sie, die französische Sprache könne ihr keinen Nutzen bringen, das Englische genüge vollkommen. Möglich. Jedenfalls gehörte sie nicht zu den Begabtesten. Der Ehrgeiz schien ihr gänzlich abzugehen. Ob ihre Wünsche über einen Schaukelstuhl, einen Fächer und einen Mann hinausgingen, weiß ich nicht.

Mein Dutzend wäre voll, allein ich kann nicht umhin, noch eine meiner Schülerinnen hier anzuführen, und zwar bloß um der Merkwürdigkeit willen. Tennessee Ellet (man

findet hin und wieder Namen von Staaten der Union, wie Missouri, Alabama, Louisiana ꝛc. als Frauenzimmer-Namen gebraucht) war ein blasses, schlank und mager aufgeschossenes Mädchen von kaum dreizehn Jahren, das seiner Jugend wegen noch ein kurzes Röckchen und Pantaletten trug. Dessen ungeachtet erfuhr man eines Morgens, als Tennessee nicht zur Schule gekommen war — sie schwänzte damals auch meine Arithmetikstunde, in welchem Fache sie übrigens noch wenig leistete, da sie die gemeinen Brüche nicht recht begriff — sie sei so eben im Hause ihres Vaters getraut worden. Ich traute meinen Ohren kaum, denn ich hatte mir vorgenommen, ihr an jenem Morgen das Wesen der Brüche zu erklären und begreiflich zu machen, daß zwei Hälften ein Ganzes ausmachen. Nun, dachte ich, sie will das Ding wahrscheinlich lieber praktisch als theoretisch lernen. Aber ich bedauerte sowohl sie als ihren Mann, indem sie ein äußerst unwissendes Persönchen war.

Tennessee hatte die Bekanntschaft ihres Mannes kaum eine Woche vorher gemacht, sich den Tag vorher mit Einwilligung ihres Vaters (!) verlobt, und es war wahrscheinlich diesem Umstande zuzuschreiben, daß sie noch in kurzem Rock und Pantaletten getraut wurde, indem die Zeit zu kurz war, um sich neue Kleider machen zu lassen.

Und da ich einmal doch zum Thema der Heirathen gekommen bin, sei es mir erlaubt, hier noch einen ähnlichen Fall einzuschalten.

Ich sah einmal in Brownsville eine junge Frau vor versammeltem Gerichte erscheinen, welche wegen erlittenen Mißhandlungen auf Scheidung von ihrem Manne klagte. Die Verhandlungen waren öffentlich. Ein großes Neger-

mädchen trug zwei Kinder auf dem Arme, von denen das ältere, ein Knabe, beinahe zwei und ein halbes Jahr alt war. Die Schönheit der Frau, ihre unglücklichen Verhältnisse, sowie ihre lieblichen Kinder, gewannen die Sympathie aller Anwesenden. Die Scheidung wurde auch einstimmig ausgesprochen. Wenn ich aber meinen Lesern mittheile, daß diese Frau und Mutter von zwei Knaben damals nicht viel über fünfzehn Jahre alt war, so werden sie es mir kaum glauben. Es ist aber dennoch so. Freilich kommen so frühe Heirathen auch im Süden nicht alle Tage vor; allein die Entwicklung ist bei beiden Geschlechtern eine viel schnellere als in unserm gemäßigten Klima, und Heirathen im fünfzehnten und sechszehnten Altersjahre sind schon keine Seltenheit mehr.

Außer der französischen Sprache hatte ich im Institute täglich noch mehrere Stunden in der lateinischen und griechischen Sprache, in der Mathematik, d. h. Arithmetik, Algebra und Geometrie, zu ertheilen. Nur für die französischen Stunden hatte ich ein eigenes Zimmer. In den übrigen Fächern ertheilte ich meinen Unterricht in der sogenannten großen Recitationshalle, einem Raume von ungefähr 70 Fuß Länge, 40 Fuß Breite und wenigstens 15 Fuß Höhe. Von diesem großen Saale waren am hintern Ende ungefähr 20 Fuß in der ganzen Breite des Gebäudes um zwei Fuß höher als der übrige Theil des Raumes und bildete eine Art Bühne, zu welcher man vermittelst drei oder vier durch die ganze Breite des Saales sich erstreckender Stufen emporstieg. Auf dieser Bühne stand das Schreibpult des Vorstehers, Mr. Bragg. Hier war das Hauptquartier, von wo aus täglich die Exercitien

geleitet wurden. Hier thronten Herrscher und Herrscherin dieses kleinen Reiches und ertheilten da ihren Unterricht. Den übrigen Lehrern und Lehrerinnen waren für ihren Unterricht Plätze in dem größern, untern Theile des Raumes angewiesen. Ich kann nicht gerade sagen, daß das Abhalten verschiedener Uebungen im nämlichen Raume und zur nämlichen Zeit störend wirkte. Lehrer und Schülerinnen waren daran gewöhnt und es kamen kaum mehr Störungen vor, als wenn jede Klasse ein eigenes Zimmer gehabt hätte. Mit dieser Einrichtung war aber ein großer Vortheil verbunden. Der Vorsteher konnte nämlich mit Leichtigkeit alle Uebungen beaufsichtigen, ohne sich von seinem Platze zu bewegen, und hielt auf diese Weise die Zügel beständig in seiner Hand. Für die französischen Stunden fand ich es aber angenehmer, ein besonderes Lokal zur Verfügung zu haben, wenn auch nur deßhalb, daß meine Schülerinnen oft Alle mit einander einzelne Wörter, ja ganze Sätze aussprechen mußten, wobei es denn gewöhnlich nicht anders als sehr laut zugehen konnte. Uebrigens bemerkte ich, daß die jungen Damen sich viel freier und unabhängiger fühlten, wenn wir in einem besondern Zimmer Stunde hatten, als wenn wir dieselbe zufälliger Weise einmal in den allgemeinen Recitationssaal verlegen mußten. Mir selbst aber gereichte es stets zu größerer Genugthuung, allein Herr im Zimmer zu sein.

Mr. Bragg war zugleich Prediger in der presbyterianischen Kirche in Brownsville, und im Städtchen sehr geachtet. Er war ein schlagendes Beispiel, wie sich Amerikaner durch eigene Arbeit und Willenskraft aus verhältnißmäßig geringen oder bescheidenen Umständen emporschwingen, Kenntnisse erwerben und eine höhere Stellung

in der menschlichen Gesellschaft zu erkämpfen wissen. Wie ich mir von wohlunterrichteten Leuten erzählen ließ, war Mr. Bragg in frühern Jahren ein einfacher, schlichter Zimmermann in Cincinnati gewesen, hatte sich aber durch einen Drang nach höherm Wissen, sowie durch die Ueberzeugung von seiner eigenen Tüchtigkeit und seinen eigenen Fähigkeiten veranlaßt gesehen, seinen Beruf aufzugeben und sein Erspartes zu weiterer Ausbildung zu verwenden. Seine Anstrengungen wurden mit Erfolg gekrönt, und man mußte gestehen, daß er nun in seinem wahren Elemente war. Seine Kenntnisse waren nicht zu verachten, jedenfalls weit gediegener als die meines Yankee-Freundes Ludlow. (B.-T. 1868.) Seine Manieren waren untadelhaft, er bewegte sich mit Leichtigkeit und Sicherheit in jeder Gesellschaft, und in seinem ganzen Benehmen lag die bescheidene, ruhige Würde eines Mannes von Bildung; er hatte weder die cynische Arroganz und Zudringlichkeit, welche man oft im Norden findet, noch das pompöse, oft stolze Wesen, das man nicht mit Unrecht vielen Südländern vorwirft, und das sich diejenigen Nordländer leicht in erhöhtem Grade aneignen, welche sich im Süden ansiedeln. Er hatte eine äußerst freundliche Art, sich den Leuten zu nähern. Ich gestehe zwar, daß mir sein Lächeln oft nur zu gütig und verbindlich vorkam, so daß ich Anfangs beinahe versucht war, einen gelinden Zweifel in seine Aufrichtigkeit zu setzen; indessen fand ich in der Folge nie Ursache, zu bereuen, daß ich Vertrauen in ihn gesetzt hatte. Es war ein stilles, freundliches Zähneblöcken ohne laute Kundgebung, das mich noch jetzt an das frohe Grinsen der Neger erinnert, die ihren Mund bis an die Ohren aufsperrten. Bei Mr. Bragg war es jedoch nicht wie gewöhnlich bei den Negern eine bloße gutmüthige Grimasse.

Es schien mir ein Ausdruck intelligenten, wohlwollenden Empfanges in seinem Lächeln zu liegen; oft aber schien mir die Herzlichkeit dabei durchaus zu fehlen und aus seinen Augen und seinem ganzen Gesichte ein schwer zu bestimmender Hintergedanke zu leuchten und dort so zu sagen en réserve zu liegen, während seine Tochter Emma, ich möchte sagen, zwar ganz genau den nämlichen Schnitt des Lächelns hatte, dazu aber ihre Augen und alle ihre Züge in reiner, beinahe hingebender Offenheit, Klarheit und Herzlichkeit strahlten, ohne jeden bedingenden oder beschränkenden Nebengedanken. Ich stellte oft Vergleichungen zwischen Vater und Tochter in dieser Hinsicht an und konnte zu keinem befriedigenden Resultate kommen. So viel ich mich aber noch der Umstände und damaligen Situation erinnere, glaube ich jetzt gerade in dem Unterschiede des sowohl bei dem Vater als bei der Tochter auf den ersten Anblick so gewinnenden Lächelns nur den Unterschied zwischen den einfachen, feurig und frisch wallenden und hingebenden Gefühlen der Jugend und den durch die Erfahrungen des Lebens gemäßigten Gefühlen des Mannes erkennen zu müssen. Ich muß meine gütigen Leser um Entschuldigung bitten, daß ich so lange bei diesem an und für sich geringfügigen Punkte verweile. Allein mein ganzer Verkehr mit dieser Familie bildete einen Theil meines Lebens und vermittelte gewissermaßen meine erste Bekanntschaft mit gesellschaftlichem Leben im Süden, und gewissenhafter Weise muß ich freilich sowohl meine damaligen Eindrücke wiedergeben, als auch meine jetzige Ueberzeugung. Das Leben hat mich in der Beurtheilung der Menschen sehr vorsichtig gemacht, und ich schäme mich nicht, ein vor Jahren gefälltes Urtheil zu modificiren.

Mr. Bragg war, im Gegensatz zu seiner Frau, die wir ebenfalls kennen lernen werden — ein Mann, der einen richtigen Begriff von wahrer Bildung, Kenntnissen, gediegenen Leistungen und deren Werth für geistigen und sittlichen Standpunkt des Volkes hatte, und, wie mir schien, aufrichtig in dieser Richtung zu wirken sich bestrebte. Er war ein Freund des Gesanges und hatte sich längst im Stillen über die geringe Aufmerksamkeit geärgert, welche demselben in seiner Kirche geschenkt wurde. Nur wenige uralte Lieder wurden gesungen, und vergeblich bemühte sich ein kleiner, von einem alten schottischen Schneider mangelhaft geführter Chor, einige neue Kirchenlieder einzuführen. Es herrschte unter den Mitgliedern des Chores selbst Spaltung; einige vergötterten den Schneider, der eine feste Tenorstimme von durchdringendem timbre habe; andere aber konnten ihn nicht leiden und fanden in seiner Simme eine große Aehnlichkeit mit dem Tone eines schlechtgeblasenen Klarinettes oder sogar der Stimme einer aufgeregten Gans. Jedenfalls fand ich, daß er erbärmlich durch die Nase trompetete. Dieß war auch Mr. Bragg's Meinung, und er wußte dem schreienden Uebel in keiner andern Weise zu steuern als durch Einführung eines Melodeons (Harmoniums), dessen Tönen die Sänger wenigstens eben so gut folgen konnten als denjenigen des Schotten. Die Töne des Melodeons waren aber jedenfalls noch bei weitem angenehmer als die dröhnende Stimme des hochländischen Cantors. Dieser Letztere war nicht zu beseitigen. Man konnte ihm weder verbieten, in der Kirche zu singen, noch sogar ihn aus dem Sängerchore zu entfernen. Also wagte es Mr. Bragg, auf eigene Faust ein Melodeon in der Gallerie der Kirche aufstellen zu lassen. Mich selbst er=

suchte er, bei diesem Fortschritts-Versuche eine hülfreiche Hand zu leisten, nämlich den Gesang auf jenem Instrumente zu begleiten und überhaupt zu dirigiren. Der alte Clayton — so hieß der schottische Schneider — warf mir giftige Blicke zu, als ich auf der Gallerie erschien und am Melodeon meinen Platz einnahm, und mich wollte sogar bedünken, sein fuchsrothes, krauses, schottisches Haar sträube sich vor Wuth empor.

„In Aberdeen," meinte er, — „da hatten wir eine schöne Orgel, und die wurde schön gespielt. Der Organist war aber ein Schotte und nicht ein Schweizer. Da hatten wir schöne Kirchenmusik."

Ich hatte schon die Erwiederung auf der Zunge: „Da sangen Sie aber gewiß nicht mit;" allein es war mir unmöglich, dem Manne keine Erwiederung zu geben. Dieß mochte den alten Kerl ärgern, besonders da ich, ohne auf ihn zu achten, den jungen Damen — alles Zöglinge des Institutes — die Weisung gab, sich nur an das Instrument zu halten und keck die Melodie nachzusingen, — es werde schon gehen. Man hatte sich über die Wahl der Melodieen zu den Liedern, welche Mr. Bragg singen lassen wollte, bereits verständigt und dieselben einstweilen nur unisono einstudirt. Um aber die konservative Partei nicht allzu arg vor den Kopf zu stoßen, hatte man auch eines der alten Lieder auf's Programm gesetzt, das man als sogenanntes „Voluntary" oder Vorspiel beim Eintritte des Geistlichen singen wollte. Ein eigentliches Vorspiel auf dem Instrumente allein durfte nach Mr. Bragg's Ansicht einstweilen noch nicht gewagt werden, um eben das Instrument nicht auf einmal allzusehr in den Vordergrund zu stellen.

Nachdem ich den Ton leise angegeben hatte, wollte Clayton Takt schlagen und das Zeichen zum Anfange geben. Ich konnte mich aber nicht entschließen, unter dem Befehle des Schneiders zu spielen, sondern flüsterte den jungen Damen zu:

„Wir wollen nur gleich anfangen; achten Sie nur auf mich allein — eins, zwei, drei — jetzt," gab zum Ueberfluß noch mit einer Kopfbewegung das Zeichen, und indem ich dem ersten Tone des Liedes zur deutlichen Verstärkung die Oktave beifügte, setzte ich mit einem volltönenden Akkorde im Basse ein. Clayton durfte natürlich nicht mucksen und so ging es ganz prächtig, gerade wie ich es wollte. Die jungen Damen, vorher von mir eingeübt, fielen ein wie gewünscht, und das Ding lief gut vom Stapel. Freilich schrie der alte Clayton wie ein Gänserich, um mit seiner Stimme durchzudringen und seine Gegenwart zu verkünden; freilich wiegte er seinen rothen und immer röther werdenden Kopf ganz desperat hin und her — allein er mußte doch dem Instrumente folgen und nach meinem Takte singen. Auch die andern Lieder gingen gut, und so weit war die Sache, von diesem Standpunkte aus betrachtet, ein Erfolg. Auch am nächsten Sonntag wurde das Instrument gebraucht. Allein jetzt regte sich die Opposition; es fand eine Versammlung der Kirchen-Mitglieder statt, und hier äußerten sich nun viele Stimmen gerade wie in jener Kirche in Macville. (B.-T. 1868.) Es hieß, das Instrument sei eine Erfindung des Teufels; ja, einige erklärten sogar, der Teufel selbst habe demselben die gottlosen Syrenen-Töne entlockt, welche die Religion untergraben und die ganze Kirchgenossenschaft geraden Weges zur Hölle führen würden, wenn nicht bei Zeiten Einhalt gethan werde. Schon seien Viele von der

Höllenmusik verführt und über Gebühr entzückt ꝛc. ꝛc. Ich hatte also die Ehre, als Ihro satanische Majestät in höchsteigner Person mein Debut zu machen und hörte bei einigen Abendgesellschaften — Conversazione's, sollte ich eigentlich sagen, bei Mrs. Bragg von Seite der jungen Damen, welche mitgesungen hatten, einige bezügliche Complimente, welche die Unterhaltung des ganzen Abends würzten. Daß auch jene jungen Damen als meine Helfershelferinnen und Verführerinnen der Kirchengenossen herhalten mußten, ist begreiflich. Es wurde sogleich eine Charade improvisirt, welche das Vorbeifahren des Ulysses und seiner Genossen an der Insel der Syrenen zum Gegenstande hatte. Ulysses und seine Genossen, von einigen jungen Herren dargestellt, waren die Religionsgefahr witternden Kirchengenossen, und die Syrenen die jungen Damen, von diesen selbst dargestellt. Mr. Bragg aber kam hinein, als die Charade im besten Gange war, begriff sogleich und machte der Sache ein Ende. Denn er war traurig und fand, die Umstände seien nicht geeignet, zu Spiel und Heiterkeit einzuladen. Zugleich theilte er uns mit, daß die Mehrheit der versammelten Mitglieder wirklich den unerhörten Beschluß gefaßt hätte, „die Teufelsmusik", resp. das Melodeon, aus der Kirche zu entfernen und fernerhin nicht zu dulden, daß wieder ähnliche Neuerungen versucht würden. Und — das schreckliche Ding geschah: das Melodeon, wurde aus der Kirche spedirt, und Clayton überdröhnte, zur entsetzlichen Qual aller zartfühlenden Ohren, fortan wieder siegreich alle andern Stimmen im Kirchenchor. Mr. Bragg hoffte getrost auf bessere Zeiten; Mrs. Bragg und die jungen Damen verzweifelten — ich aber zuckte die Achseln und räumte vor dem schadenfrohen Clayton das Feld. Ich

bitte meine nachsichtigen Leser, mich nicht allzu strenge beurtheilen zu wollen, wenn ich ihnen erzähle, daß ich von diesem Augenblicke an bei dem andern Schneider — es waren nur zwei in Brownsville — arbeiten ließ.

Mrs. Bragg, die Frau des Vorstehers, machte auf mich stets den Eindruck einer Person, die sich in eine Stellung hineingedrängt hat, welche ihr nicht gebührt, und welcher sie gar nicht gerecht werden kann. Ihre Kenntnisse und ihre Bildung waren nur ein Anstrich, ein äußerer Schimmer, der die Leute auf einige Zeit blendete und den Mangel an Tiefe und Gründlichkeit übersehen ließ. Fühlte sie den Mangel? Ich glaube, sie fühlte wohl, daß ihr etwas fehlte; allein in ihrer Unwissenheit und Oberflächlichkeit war sie nicht im Stande, ihre Mängel gehörig zu würdigen, denn sonst hätte sie vor Scham in die Erde sinken müssen. Sie wußte, daß es eine höhere Bildung, höhere und edlere Kenntnisse gab, als die ihrigen; allein sie war entschlossen, dessen ungeachtet als die Vertreterin des Höchsten zu gelten, das ihre Zöglinge erreichen durften. Sie verlachte das Höhere, würdigte es herab als nicht der Mühe und Anstrengung werth, dafür zu kämpfen. Sie wollte die Erste, die Höchste in ihrem Kreise sein und bleiben, und darum duldete und anerkannte sie nichts in diesem Kreise, das nicht ihr selbst als dem Höchsten huldigte, sondern noch an Höheres glaubte. Gegen diejenigen, die ihre Ansprüche anerkannten, war sie gnädig, herablassend, freundlich, gütig. Um ihre Stellung zu behaupten, verkannte und verkehrte sie die Grundsätze jeder rationellen Erziehung. Diese bezweckt wohl nichts anders als möglichste Hebung des Standpunktes der Bildung, möglichste Erweiterung der Ideen in der Richtung des Edeln und sittlich Geistigen, Aus-

bildung der geistigen Kräfte und möglichste Befähigung zum selbstständigen Fortschreiten. Selbstverständlich muß ein seiner hohen Aufgabe bewußter Lehrer auch beständig an seiner eigenen Fortbildung und Veredlung fortarbeiten. Mrs. Bragg hatte aber den Grundsatz (den sie freilich nicht in seinem ganzen Cynismus aussprach): „Ich muß obenan stehen. Was ich nicht weiß, brauchen meine Zöglinge nicht zu wissen; was ich nicht verstehe, brauchen sie nicht zu verstehen; was ich sie nicht lehren kann, darf Niemand sie lehren und damit glänzen und mich überstrahlen. Mein Standpunkt muß ihnen genügen. Nur so kann ich Herrin der Situation bleiben."

Mrs. Bragg widmete sich im Institute gänzlich der „Kunst", d. h. sie ertheilte Unterricht in der Musik, im Zeichnen, Malen und in der Poesie, und zu Hause producirte sie sich ihren Zöglingen als ein Muster eleganten gesellschaftlichen Tones. Sie war also „eine schöne Seele." Sie wollte aber auch „praktisch" sein, und ihre Zöglinge nicht „mit Unnützem belästigen"; sie wollte denselben vor Allem nur das Schöne zu eigen machen; sie wollte die Kunst „von den Schlacken befreien, welche sie verunzieren und die Lust zu ihr in manchem jungen Herzen im Keime ersticken", von dem „Irdischen, das sie in den Staub niederzieht."

So sprach das gute Weib und bethörte in der That mit solchen Floskeln manches Herz. In ihren Augen war alles unnütz, was sie nicht bemeistert hatte, was ihr nicht gefiel, womit man nicht Aufsehen machen konnte. In ihren Augen waren z. B. Fingerübungen und Tonleitern, so wie überhaupt die technischen Studien in der Musik unnütz und langweilig; das Alles könne man ja an jedem Stücke, wo dergleichen vorkomme, zur Genüge üben. Die

Musik sei schön und müsse gefallen, wenn sie ihren Zweck erfüllen solle. Das Technische sei aber nicht schön, gefalle nicht; das seien eben die Schlacken, welche die Musik verunzieren und die Lust zu ihr in manchem jungen Herzen ersticken ꝛc. Das Einzige, was man zu ihrer Entschuldigung sagen konnte, war eben, daß sie nichts davon verstand, keine Seele für Musik und überhaupt für Kunst hatte und in dem Schlamme ihrer Begriffsverwirrung, in ihrer geistigen Finsterniß versunken, nicht einmal zwischen Mittel und Zweck zu unterscheiden vermochte. Welche Resultate sie bei solchen Begriffen erzielte, kann man sich denken. Zum Unglück fanden sich unter ihren Zöglingen einige, welche großes Talent für Musik besaßen, Schwierigkeiten gleichsam spielend überwanden und durch ihre, für einen Kenner immer noch höchst stümperhaften Leistungen die Unwissenden bethörten. Solche Schülerinnen wurden dann als Resultate ihrer Zucht ausposaunt, dem Publikum als Wunderkinder vorgestellt und ihre Leistungen als das höchste Erreichbare erklärt.

Im Zeichnen und der Malerei ging es ebenso. Von Vorstudien war keine Spur. Jeder, der nicht ganz so dumm wie eine Gans sei, könne einen geraden Strich, und jede Gans einen krummen Strich machen, hieß es. Das seien alles Kindereien. Man machte sich sogleich an's Copiren von Vorlagen und das beliebteste und am meisten übliche Verfahren war — am Fenster durchzuzeichnen und nachher mit Farbe zu bestreichen.

In den „Poesie-Stunden" wurde Shakespeare und Byron gelesen. Die jungen Damen lasen der Reihe nach laut, und die einzigen kritischen Erörterungen, welchen das Gelesene unterworfen wurde, waren Ausrufungen, wie:

„O wie schön!" — „Traurig!" — „Welche Liebe!" — „Entsetzlich!" 2c. 2c.

In dem Kreise, in welchem sie sich bewegte, strahlte sie als Königin, war gütig, gnädig und freundlich. Wenn man ihr Haus besuchte, so nahm sie es als eine Huldigung an und spielte gerne die liebenswürdige Wirthin. Auch liebte sie es, die hübscheren und gewandteren ihrer Zöglinge in's Besuchzimmer zu bringen, deren angenehme Eigenschaften in's beste Licht zu setzen und sie bewundern zu lassen. Die Bewunderung, die man für dieselben hegte, that ihr wohl, denn sie nahm sie für sich selbst hin. Sie glänzte mit solchen Zöglingen, sie erntete Beifall. Sie, Mrs. Bragg, hatte ja alle diese liebenswürdigen Eigenschaften ihrer Schülerinnen entwickelt und herangebildet; es war ihr Werk: ihr gebührte die Ehre. Freilich sahen einige Leute tiefer als Mrs. Bragg lieb war, und dachten anders, als sie es wünschte. Sie hielten Mrs. Bragg für einen bloßen „humbug" oder Schwindel und rümpften geringschätzig die Nase über sie. Freilich wußte Jedermann, daß Mrs. Bragg Ausgaben machte, die ihr Mann nicht bestreiten konnte, daß sie Schulden in Mode-Magazinen, beim Bijoutier, beim Confiseur — kurz Schulden überall hatte. Alles dieses genügte aber nicht, um ihren Einfluß zu schwächen. Vor der Welt blieb sie die „elegante, geistreiche Mrs. Bragg"! nur insgeheim wagten es einige, sie ein „gemeines Weib" zu nennen.

Bei den jährlichen Examen veranstaltete sie „lebende Bilder", „allegorische Gruppen", Concerte und dgl. und gefiel sich darin, überall bemerkt und anerkannt zu werden. Sie pfuschte in Alles, war in Allem „erfahren", nie in

Verlegenheit, wußte stets „guten Rath" — ob er gut oder schlimm ausfiel. Davon ein Beispiel:

Sie hatte einmal im Winter ein außerordentliches Concert in der großen Halle des Institutes veranstaltet. Zur Eröffnung des Concertes war eine Composition bestimmt, die zwar nur für ein Piano componirt war, allein auf einem Piano und dem aus der Kirche vertriebenen Melodeon, dem Instrument des Teufels, aufgeführt werden sollte. Abends zuvor waren die Instrumente auf den erhöhten Bühnen aufgestellt worden. Bei deren Besichtigung fand Mrs. Bragg, daß der Blasebalg des Melodeons sehr staubig war. Es war ganz natürlich, daß sie Alles sauber und ohne Staub zu haben wünschte. Sie befahl daher einer Negerin, den Staub abzuwischen. Da aber derselbe veraltet und fast eingefressen war und dem Lappen der Negerin nicht weichen wollte, so hatte Mrs. Bragg eine lichtvolle Idee. Die Negerin mußte das Melodeon nebst Blasebalg mit einem in heißes Wasser getauchten Schwamme abwaschen. Der Staub konnte natürlich solch' energischem Vorgehen nicht Stand halten und Alles glänzte wie neu. Nun wurde es aber in der Nacht kalt, und da die Fenster offen geblieben waren, so gefror der Blasebalg. Freilich mußte derselbe, als die Halle geheizt wurde, wieder aufthauen. Allein, als die festliche Menge versammelt war und sowohl Piano als Melodeon kaum zu spielen angefangen hatten, gab es einen dumpfen Knall, einen gräßlich schreienden und dann plötzlich mit dem schönsten „morendo" dahinschwindenden Akkord; das Melodeon verstummte, und die dasselbe bearbeitende junge Dame trat vergebens die Blasebälge mit größtem Eifer. Kein Ton wollte mehr herauskommen, und sie saß, ein Bild der Verzweiflung, hinter ihrem In-

strumente. Die Blasebälge waren beide zersprungen. Mit unendlicher Verachtung ließ Mr. Bragg das dumme Instrument entfernen, und das Tongemetzel nahm seinen weitern Verlauf, den wir nicht beschreiben wollen.

Es schien über den Instituten, in welchen ich in Amerika Unterricht ertheilte, ein unglücklicher Stern zu walten. Ich machte jeweilen nur das letzte Stadium ihres Bestehens mit. Ein Jahr, nachdem ich in Brownsville angekommen war, entschloß sich Mr. Bragg, Brownsville zu verlassen und in einem andern Städtchen sein Glück zu probiren. Man bedauerte ihn sehr — allein Mrs. Bragg war durch ihre Herrschsucht, gehässige Tonangeberei und ihren je länger je mehr zu Tage tretenden Schwindel nachgerade eine Unmöglichkeit geworden.

Ich hatte mir die Aufgabe gestellt, in diesem Aufsatze allen Denen, mit welchen ich während meines Aufenthaltes in Brownsville bekannt geworden war, einige Aufmerksamkeit zu schenken. Allein ich konnte den Stoff nicht innerhalb der im Berner Taschenbuche gebotenen Grenzen bewältigen, und meine Arbeit wuchs zu einem solchen Umfange an, daß ich, in billiger Rücksicht gegen den Herrn Herausgeber, wie auch nicht weniger gegen die nachsichtigen Leser, mich entschließen mußte, bei diesem Punkte abzubrechen *).

C. M.

---

*) Die Fortsetzung dieser Arbeit wird unter dem Titel „Hausgenossen" in den „Alpenrosen" erscheinen.

Die Verlagshandlung.